



Norderney erzählt

Von Gerloff

Verlag
Hansen & Hansen
Münsterdorf

Altes
ostfriesisches
Kachelbild



Norderney erzählt

Geschichten, Anekdoten, Erinnerungen
gesammelt von August Redell

Vorwort

Im Jahre 1797 ist Norderney als erster Platz an der deutschen Nordseeküste Bade- und Kurort geworden. Besiedelt war die ostfriesische Insel freilich seit Jahrhunderten; die Inselbevölkerung hat sich ehemals vor allem der Fischerei und der Seefahrt gewidmet.

Sowohl die jahrhundertelange Tradition der Seefahrt wie die Entwicklung als Nordseeheilbad spiegelt sich in zahllosen Episoden, die zum Teil über Generationen hinweg mündlich überliefert wurden, zum Teil verstreut in alten Zeitungen, Büchern und Verordnungen zu finden sind. Außer diesem reichen Schatz von Überlieferungen sind in diesem Bändchen einige zusammengestellt, die auch den heutigen Inselgast interessieren mögen: als Auskunft über frühere Zeiten und über Persönlichkeiten, die aus der Inselbevölkerung hervorgingen oder die Insel besuchten.

Vieles aus dieser Inselchronik ist für den heutigen Leser belustigend, anderes besinnlich, das meiste — so hoffen die Herausgeber — unterhaltsam.

Die Idee zu diesem Buch hatte Christa Opitz, Norderney. An dieser Stelle sei ihr herzlich gedankt für die Hilfe bei der Auswahl der Texte und für kritische Anmerkungen.

August Redell

Goldene Regeln für Baderen

„. . . Es soll keiner ins badt ziehen, er habe denn seinen Medicum, oder einen gelehrten der natürlichen Dingen gerathfraget, da es ja ein vergebliche Arbeit ist, will geschweigen des unnützens kostens . . .“

„. . . wer nitt freudig im bade ist und alle sorge und Betrübniß niederschlägt, wird nicht viel nutzen vom bade haben . . .“

„so thut die alteratio aeris, das ist, daß man in ein ander lufft kompt, und dann auch der motus, das ist die Bewegung im reisen zum bade, zu vielmals großen nützen an den Kranken . . .“

(Aus der 1535 erschienenen, ältesten erhaltenen Schrift über Bad Ems von Dr. Dryander, Leibarzt des Erzbischofs Albrecht von Mainz und des Kurfürsten Johann von Trier, Professor und Dekan der medizinischen Fakultät der Universität Mainz).

Das Baden an der hannoverschen Nordseeküste in alter Zeit

Hatten unsere Vorfahren in der von uns mit stiller Sehnsucht betrachteten guten alten Zeit für Reinlichkeit nicht viel übrig und liebten sie die Schminke mehr als ein Stück Seife, so kann man sich eines Lächelns nicht erwehren, wenn man in alten Büchern nun erst über das Baden in der See liest.

Was ist ein Bad überhaupt? Die Antwort gibt ein altes Nachschlagewerk: „Eintauchen des Körpers oder einzelner Teile in eine Flüssigkeit, wobei die Oberfläche des Körpers längere Zeit hindurch mit jener in Berührung bleibt.“ Aha, nun kommt man ja der Sache schon erheblich näher. Aber dieses Baden fand nicht jedermanns Gefallen. Liselotte von der Pfalz äußerte sich darüber: „Baden wäre mein sache nicht, habe diese lust mein lebe lang nicht begreifen können.“ Goethe äußert über seine Jugendfreunde, die Grafen zu Stolberg: „Die Neigung zum Baden ist eine Verücktheit.“

Vor etwa 175 Jahren wurde in Deutschland die Frage aufgeworfen: „Wo gibt es ein Seebad?“ Anregungen zur Gründung eines Nordseebades wurden gegeben. Englische Badeorte als Musterbeispiel hingestellt und dabei auch die Art des Badens in der See genau geschildert. Sehr empfohlen wurde der in England gebräuchliche zweirädrige Badekarren, „der ein von Brettern zusammengeschlagenes Häuschen trägt.“

Es heißt hier unter anderem: „An der hinteren Tür befindet sich eine schwebende Treppe, über der ein freihängendes Seil befestigt ist. Man faßt mit beiden Händen das Seil und steigt hinab. Wer untertauchen will, hält den Strick fest und fällt auf ein Knie, wie die Soldaten beim Feuern im ersten Gliede. Wie lange man diesem Vergnügen nachhängen darf, hat der Arzt zu bestimmen. Nach meinem Gefühl war es vollkommen hinreichend, drei- bis viermal kurz hintereinander im ersten Gliede zu feuern und

dann auf die Rückreise zu denken. Beim ersten Male ist zu raten, nur einmal unterzutauchen und sich dann anzukleiden und nie die Zeit zu überschreiten, da die angenehme Glut, die man beim Aussteigen empfinden muß, in Schauder übergeht.“

Der badenden Damen ist besonders gedacht: „Da das schöne Geschlecht von Anfang, wie ich gehört habe, auch hier gegen das Unversuchte einige Schüchternheit äußern soll, so finden sich an den englischen Badeorten vortreffliche Kupplerinnen zwischen der Thetis und ihnen, die sie sehr bald wieder dahin bringen, selbst wieder Kupplerinnen zu werden. Dieses sind junge Bürgerweiber, die sich damit abgeben, die Damen an- und auskleiden zu helfen, auch eine Art von losem Anzug zu vermieten, der obgleich er schwimmt, doch beim Baden das Sicherheitsgefühl der Bekleidung unterhält, das der Unschuld selbst im Weltmeere so wie in der dicksten Finsternis immer heilig ist.“

Eine ähnliche Badeanweisung sagt folgendes: „Mannspersonen, die schwimmen können, werfen sich auch wohl ohne den Schirm herunterzulassen, aus der Hintertüre in die See und schwimmen eine Zeitlang umher. Frauenzimmer nehmen gemeinlich eine Frau mit, die zur Führerin dient und unter dem Schirme zuerst ins Wasser steigt, um die Badende unter den Armen aufzufangen und sie unterzutauchen.“

Sehr aufregend wirkt der folgende Vorschlag: „Die Bademaschine wird nicht ins Wasser geschoben, sondern zurzeit der Flut demselben auf 6 bis 8 Schritt nahegebracht. Das Frauenzimmer kleidet sich in demselben aus und legt ein Badekleid von Flanell auf den bloßen Leib. Auf einmal öffnet sich dann die Tür des Wagens und eine alte oder junge Dame erscheint barfuß ohne Kopfbedeckung. Sie wird von zwei starken Weibern unter die Arme gefaßt, an das Wasser gebracht und indem das eine Weib sie mit untergeschlagenem Arme am Kopfe, das andere an

den Füßen horizontal an der Erde hält, schlägt eine Welle, die angerollt kommt, über die Badende her und, wenn dieses mit 3 oder 4 anderen Wellen wiederholt ist, wird die so Gebadete wieder auf die Füße gerichtet und in den Badewagen zurückgeführt.“

Was würden die Verfasser dieser Badgebrauchsanweisung heute sagen, wenn sie unsere Badeengel schwimmend und springend sähen? Ohne Flanell und ohne Hilfe zweier starker Weiber? Aber mitten mang die Männer!

M.

Strandung im Jahre 1716

In früherer Zeit war für die Bewohner der Inseln und der Küste die Strandung eines Schiffes immer ein besonderes Ereignis, das daher auch zumeist die gesamte Einwohnerschaft aufstörte, galt es doch für sie, sich den Bergelohn, der durchweg in einem Drittel des Ladungswertes bestand, zu sichern.

Es war am Nachmittag des 9. Dezember 1716, als im Nordosten der Insel Norderney der Dreimaster „De dry goode Friende“ von Schweden kommend, mit einer Ladung Dielen, Sparren, Teer, Eisenstäben und anderem im Werte von 70 000 ostfriesischen Gulden auf den Strand lief, wobei die vier Schiffskanonen in den Sand gerieten, von denen aber zwei schnell wieder herausgeschafft werden konnten. Auf die Meldung und Angaben des Inselvogts Husius hin schickte der Berumer Amtmann Kettler den Vogt Rickling von Hage sowie den Burggrafen Ditzen zum Eiland, um den dortigen Beamten zu unterstützen; ersterer weilte vom 15. bis 19., letzterer vom 19. bis 24. Dezember auf Norderney.

Eine scharfe Überwachung war notwendig: denn Dornumersielier und Westerakkersielier Schiffer fanden sich in der Nähe der Unglücksstätte ein, um sich im günstigen Augenblick eines Teiles des Strand-

guts zu bemächtigen. Die Bergung der Ladung ging wegen der Eisverhältnisse nur langsam voran, mit Ablauf des Monats waren nur etwa 2000 Dielen und 500 Eisenstäbe in Sicherheit gebracht. Erschwert wurde sie noch dadurch, daß in der Nacht vom 1. zum 2. Januar ein starker Sturm das Schiff sehr unsanft anfaßte und auch eine Menge Holz forttreiben ließ.

Nachdem die drei englischen Besitzer des verlorenen Schiffes benachrichtigt waren, setzte sich auf ihre Veranlassung der Kaufmann Lulof aus Amsterdam mit seinem Schwager Doekes aus Emden in Verbindung, dem auf sein Ansuchen gestattet wurde, einen Bevollmächtigten zur Bergung zu senden.

Interessant ist die Eingabe dieses Simon Doekes vom 16. Januar, die er auf Grund der Aussagen des Schiffskapitäns Duck an den Fürsten richtete. Er beklagte sich darüber, daß die Einwohner Norderneys, die doch Christen wären und durch diesen Unglücksfall gewiß ihren großen Vorteil von den Eignern der gestrandeten Güter zu erwarten hätten, sich bei der Bergung der Güter aber alles andere als christlich aufgeführt hätten. Er wolle aus den vielen Einzelheiten nur einige herausgreifen.

So hatte der Schiffsführer die Insulaner gebeten, das 75 Pfund Sterling im Wert betragende größte Schiffstau zu bergen, diese aber hätten es kurzerhand in vier Teile zerhauen und solchergestalt weggebracht in der irrigen Meinung, daß alles dasjenige, das in Stücke zerhauen oder zerbrochen ist, ihnen privatim allein zukäme. Gleicherweise hätten sie sich geweigert, den 18 Zentner schweren Anker in Sicherheit zu bringen, was ihnen mit gutem Willen möglich gewesen wäre; aber wahrscheinlich haben sie gerechnet, daß er, wenn erst alles erledigt, ihnen ohne weiteres zufallen würde, da die Gefahr eines Wegtreibens nicht bestand. Des weiteren habe sie der Kapitän dabei beobachtet, wie sie sich diese oder jene Sache angeeignet und an heimlichen Stellen vergraben hätten. Endlich bemerkt der Einsender noch, daß die

Eiländer auf dem Standpunkt ständen, daß alles dasjenige, was sie auf dem Rücken nach ihren Häusern tragen, ihnen eigentümlich zugehöre und solchergestalt stehet Frau und Kinder mit am Strande und nimmt ein jeder einen Puckel voll, so viel er tragen kann, mit nach Hause.

Im weiteren Inhalt seines Schreibens berichtet er, daß noch über 5000 Eisenstäbe unter Wasser liegen, die, wenn die Einwohner fleißiger gewesen, zu einem guten Teil hätten bereits geborgen sein können. Er bittet, ihm zu gestatten, andere Arbeiter zum Bergen heranzuziehen, falls die Insulaner sich weiterhin starrköpfig verhalten und ihm keine hilfreiche Hand reichen sollten; er betont besonders, daß alles geborgene Gut auf das Eiland gebracht und nichts heimlich beiseite geschafft werde. Sodann weist er darauf hin, daß vieles von der Ladung bei Baltrum und längs der Küste des Harlingerlandes angetrieben ist, das aber zum größten Teil schon verschwunden ist. Daher bittet er, durch die Vögte und Auskündiger Haus-suchungen abhalten und das gefundene Gut in Gewahrsam nehmen zu lassen, daneben auch für Bergung der noch triftigen Stücke Sorge zu tragen.

Wochen um Wochen dauerten noch die Arbeiten an, Schreiben, die Höhe und Art der Verteilung des Bergelohnes betreffend, gingen hin und her; immer wieder versuchte Simon Doekes für den Schiffskapitän sowie die drei Eigentümer unter Verbringung aller möglichen Gründe Erleichterungen zu erreichen; jedoch beharrte der Fürst, der in Kleinigkeiten wohl etwas nachgab, auf seinem Recht. 4082 Eisenstangen waren geborgen; nur stellte sich bei der Verteilung, bei der der Landesherr 1380 erhielt, heraus, daß 180 Stück nicht mehr vorhanden waren. Während der Vogt annahm, es könnte sehr leicht ein Zählungsfehler vorliegen, sagte Doekes aus, daß er genau wisse, daß Norderneyer in Delfzijl und Larrelt Eisen an den Mann gebracht hätten; dem Fürsten mußte der dritte Teil der fehlenden nachgeliefert werden. Die

beiden Kanonen verblieben in Berum, das Eisen erhielt, nach Absetzung von 300 Stangen für den Hof, eine Witwe Blankenbiel in Emden, wofür deren Geldforderung in Höhe von 1050 Rthlr. an die fürstliche Hofhaltung hinfällig wurde; von den Dielen wurden hundert Stück zum Hofkantor nach Aurich zur Ausbesserung von dessen Wohnung gebracht.

Ganz ohne Streitigkeiten ging es bei diesem Strandungsfall, bei dem drei Mitglieder der 22 Mann starken Besatzung ums Leben kamen, nicht ab. Die Dornumsieler hatten sich fünf Balken angeeignet, die ihnen wiederum von ihren Nachbarn, den Westerakkumern, geraubt wurden, die allerdings nachher behaupteten, sie aus einem im Amte Esens belegenen Kolk geholt zu haben. Die Esenser Beamten berichteten über den Vorfall:

„Kurz nach der Wegnehmung aber sind die Dornumer in starker Mannschaft mit Gewehr versehen des nachts auf Westeraccumersiel gekommen und haben die Balken wieder abholen wollen in der Meinung, sie lägen vor des Deichrichters Ihne Janssen Türe, da sie bald in das Binnensiel und so weiter nach Dornumersiel hätten gefloßt werden können. Wie nun dies nicht ohne Lärm hat zugehen können, so hat ein Zimmermann Johann auf Westeraccumersiel seine Türe geöffnet und zugehört, ohne ein Wort zu sprechen. Da hat dann einer von den Dornumern ihn mit seiner Flinte derbe auf den Kopf geschlagen. Bald nachher hat ein Anderer, Peter Janssen, ausgekuckt, welchem der Hanckcke Carstens (auch ein berühmter Strandräuber) von Dornumersiel mit der Flinte so aufs Haupt geschlagen, daß er wie tot niedergefallen und das Blut ihm vom Haupte abgeflossen ist, jedoch daß derselbe jetzo wieder besser, wiewohl ein großes Loch im Kopfe habend. Ein mehreres ist nicht passirt und haben die Dornumer die Balken liegenlassen müssen.“

G. W.-L.

Wiebke Karsten

An einem Märztage des Jahres 1809 brachte ein Fischerboot einen fremden Herrn vom Festlande herüber nach Norderney. Es war ein hagerer Mensch, der die Tonpfeife nicht aus dem Mund nahm. Als das Schiff an der Mole anlegte, war er mit seinen langen Beinen sofort an Land. Man reichte ihm die Reisetasche nach; er machte schon Anstalten, sofort weiterzugehen, da waren die französischen Zollsoldaten, die Douanen, wie man sie nannte, heran. Es galt zu prüfen, ob unter dem Fang von Buttfischen auch nicht ein Pfund Kontrebande, Kaffee, Tabak oder andere englische Waren verborgen sei, deren Einfuhr der Kaiser Napoleon verboten und untersagt hatte. Einer der Soldaten aber hielt den Reisenden an:

„Votre passeport, Monsieur!“

Gelassen griff der Mann in die Tasche seines weiten Mantels und nahm ein großes Dokument mit Siegeln und Unterschriften heraus.

„Aus Bremen!“ bemerkte er dabei. „Kaufmann Hansen!“

Der Franzose prüfte den Paß genau. Dann reichte er ihn zurück.

„Passée!“ sagte er und gab den Weg frei.

Ohne sich aufzuhalten, ging der Fremde weiter. Als die ersten Häuser auftauchten, hielt er eine Frau, die ihm entgegenkam, an. „Wo wohnt Onnen Karsten?“ fragte er. Er sprach mit kauender Mundbewegung und im fremden Tonfall. So redete kein Bremer. Bestimmt nicht! Und wenn der Franzose ihn für das gehalten hatte, was im Paß stand, so war es darauf zurückzuführen, daß ein ungeübtes französisches Ohr die Aussprache eines Norddeutschen und eines Engländers nicht auseinanderhalten konnte.

Herr Hansen hieß nämlich in Wahrheit Mister Hooper, und er war einer der Agenten, die den wohl organisierten Schmuggel in englischen Waren leiteten. Die Engländer waren zäh, die Kontinentalsperre des

Kaisers stand für sie nur auf dem Papier, und sie fanden in der Bevölkerung der friesischen Inseln die lebhafteste Unterstützung. Kontrebande ins Land zu bringen, das war für sie, und nicht mit Unrecht, nichts anderes als eine patriotische Handlung. Zum Kriegführen gehört Geld; die Kasse Englands gewann, die der Franzosen wurde dünner.

*

Das Haus des Schiffers Onnen Karsten lag halb zwischen den Dünen versteckt. Mr. Hooper hatte es aber bald gefunden. Er hatte in einem Lehnstuhl auf der Diele des Schiffers Platz genommen. Der alte Karsten saß ihm gegenüber an dem blitzblank gescheuerten Tisch. Die Groggläser standen noch auf der Tischplatte; die Dämmerung brach schon durch die Fenster herein. „Also, es bleibt bei meinem Vorschlag, Mr. Karsten?“ sagte der Engländer. „Der Transport ist dieses Mal zu groß. Ihr würdet den Hals und wir ein Vermögen wagen! Das hier ist immer das Sicherste!“ — Er machte die Geste des Geldzählens. — „Ich gehe zu dem Kommandeur der Douanen, zu dem Leutnant Marboeuf. Er ist nicht der erste, mit dem ich auf diese Weise fertig werde!“ Der Schiffer machte einen Einwand: „Und wenn Eure goldenen Kugeln nicht treffen, so sitzt Ihr im Loch!“

„Sie treffen!“ meinte der Engländer trocken. „Er ist empfänglich für Geld. Wir haben Erkundigungen über ihn eingezogen. Seid sicher: in der übernächsten Nacht und in der dann folgenden ist kein Douane unterwegs.“

„Sicher ist nur eins“, sagte plötzlich in das Halbdunkle hinein eine helle Stimme vom Herd her. „Daß er das Geld nehmen wird, nicht aber, daß in der Nacht niemand auf Posten sein wird. Er taugt nichts, der Leutnant. Es steht auf seinem Gesicht geschrieben!“ Ein junges Mädchen trat an den Tisch.

„Sei still, Wiebke!“ unterwies sie der alte Schiffer ärgerlich.

„Er hat kein gutes Gesicht. Nicht umsonst kujoniert er die ganze Insel!“ sprach Wiebke Karsten weiter. „Wer sein eigenes Land um Geld verrät, der kann nichts taugen!“

Onnen Karsten hieb mit der Faust auf den Tisch: „Mädchen! Du bist siebzehn Jahre! Du hast zuzuhören und still zu sein. Kümmere dich nicht um Männersachen!“

Er wandte sich wieder dem Engländer zu:

„Versuchs, Herr! Aber wenn es schief geht, laßt uns aus dem Spiel!“

Mister Hooper stand auf. Der Schiffer ebenfalls. Da drängte sich Wiebke zwischen die beiden Männer. Verwundert betrachtete der Engländer ihre schlanke Gestalt, er sah in ihr Gesicht mit den blanken Augen und auf ihr flachsblondes Haar. Sie wollte wohl noch etwas sagen, aber die breite Hand des Vaters legte sich auf ihren Mund:

„Jetzt ist das Maß voll, Wiebke, oder du wirst mich kennenlernen!“

*

Der Wind war so stark, daß er Wiebke, die am äußersten Ende der Hafenmole stand, fast umwarf. Wolkenfetzen zeigten und verbargen im dauernden Wechsel den Mond. Angestrengt lauschte das Mädchen. Nichts war zu vernehmen außer dem stetigen Anschlagen der Brandung gegen die Steine. Seit dem frühen Abend war ihr Vater unterwegs. Er hatte den Kutter genommen, das größte seiner Boote. Und fünf Mann waren bei ihm, die verwegensten Gesellen aus dem Ort. Das war so etwas wie eine Beruhigung für das Mädchen. Aber es war schon lange über die Zeit. Gegen Mitternacht hatten sie zurück sein wollen, und jetzt war es bald drei Uhr. — Wiebke wußte nicht, waren es wirklich Schüsse gewesen, die sie vor Stunden vom Fenster ihres Hauses übers Meer hatte hallen hören. Oder war das alte Wrack auf der Höhe der weißen Düne durch die Gewalt des Windes auseinandergeborsten?

Das Herz des Mädchens schlug! Wenn nur ihrem Vater nichts zugestoßen war! Außer ihm hatte sie ja keinen Menschen auf der Welt. Die Mutter war seit vielen Jahren tot, der einzige Bruder vor einem halben Jahr ertrunken.

Die Unruhe hatte sie schließlich nicht mehr im Hause gehalten. Sie war zum Hafen gelaufen. Alles war still hier, keine Spur von den Franzosen, selbst die ständige Wache der Douanen war nicht zu sehen. Da plötzlich fuhr sie zusammen. Aus der Dunkelheit tauchte ein Schatten auf dem Wasser auf. Er wurde größer und größer, es war das mächtige Segel des Kutters. Sie atmete auf und eilte auf die andere Mollenseite, wo das Fahrzeug anlegte. Aber als sie näher kam, da war es ihr, als wenn ihr Herz vor Schreck stillstehen wollte. Das Boot hatte schon festgemacht, und vorsichtig wurde irgend etwas aufs Land gebracht. Es war ein Mensch. Jetzt sah sie: sie trugen ihren Vater.

Wiebke schrie auf. Ein heller, kurzer Schrei, dann lag sie über ihm. Sofort merkte sie, er lebte noch, er war nur verwundet. Uwe Visser, der Nachbar, der mit dem Vater fuhr, berichtete mit fliegenden Worten: Alles schien zuerst gut zu gehen. Das Boot wurde voll mit Warenballen geladen, der englische Schoner lichtete die Anker, um in der nächsten Nacht wiederzukommen. In dem Augenblick hatten die Franzosen auf ihrer bewaffneten Schaluppe sie aufgestöbert. Eine Hetzjagd begann. Der alte Karsten versuchte die hohe See zu gewinnen, um später durch eine Rille im Watt nach Norddeich herüberzugelangen. Aber sie schossen, und schon der erste Schuß traf den Alten, der am Steuer saß. In der Verwirrung, die nun folgte, kamen die Franzosen ganz dicht heran. Sie machten neben dem Boot fest, und wenige Minuten später war die gesamte Ware, Ballen auf Ballen, drüben an Bord der Schaluppe. Nur darauf war es dem Leutnant Marboeuf angekommen, nur auf die kostbare Kontrebande, die auf dem Festlande mit Gold aufgewogen

wurde. Auch ein Franzose konnte sie zu Geld machen!

Wiebke hatte den Erzähler nicht unterbrochen. Nun stand sie auf und flüsterte tonlos: „Ich hatte es geahnt!“

*

Am nächsten Tage fand wie immer um die Mittagsstunde auf dem Marktplatz der Appell der Zollsoldaten statt. Wie alltäglich waren die Straßen, die auf den Platz mündeten, durch Posten abgesperrt. Wer von den Einwohnern es gewagt hätte, sich auf den Marktplatz zu schleichen, den hätte der Leutnant Marboeuf erbarmungslos krummschließen lassen.

Denn dieser Subalternoffizier spielte sich wie ein Gewaltherrscher auf. Die allerbesten Quartiere mußten gestellt werden. Alle Lebensmittel, die aufzutreiben waren, erpreßte er aus dem Ort. Vor allem aber Geld und noch einmal Geld. „Strafkontribution hierfür, Strafkontribution dafür!“ so hieß es alle Tage.

Die Trommeln rasselten. In zwei Reihen war die Kompagnie der Zollsoldaten angetreten. Der älteste Korporal trat vor, um dem Leutnant Marboeuf Meldung zu erstatten. Der Offizier schwankte leicht, er war wie immer angetrunken.

Da entstand bei einem der Posten, die den Platz absperreten, Lärm. Unwillig sah der Leutnant sich um. Die Soldaten versuchten jemand aufzuhalten, aber der Betreffende lief auch schon auf Marboeuf zu. Es war ein Mädchen, es war Wiebke Karsten. Sie stand vor ihm. Ihre Hände ballten sich zu Fäusten. Er trat einen Schritt zurück. Aber das sollte ihm nichts helfen. „Wißt Ihr, was ein Filou ist?“ rief sie laut. „Ihr seid einer! Pfui!“ Sie spie aus; ehe der Leutnant sich versehen hatte, war sie ganz dicht auf ihn zugetreten — und dann mit ihrer kleinen, aber festen Hand schlug sie ihm fest ins Gesicht. Erst rechts, dann links! „So!“ — sagte sie wie mit einem Aufatmen. „Nun wißt Ihr, was es heißt, ein Betrüger zu sein! und heute abend seid Ihr nicht unterwegs! Weder Ihr noch ir-

gendeiner von Euren Leuten! Merkt Euch das!“ Damit drehte sie sich um, und ohne daß sie irgend jemand anhielt, ging sie ganz ruhig quer über den Platz und durch den Kordon von Soldaten. Fassungslos sah der Leutnant ihr nach. Dann wandte er sich seinen Leuten zu.

„Wegtreten!“ brüllte er. „Wegtreten! Sofort!“, und er war dunkelrot im Gesicht, als wenn ihn in der nächsten Sekunde der Schlag treffen würde.

*

In der nächsten Nacht, Schlag 12 Uhr, legte der Kutter des Schiffers Onnen Karsten an der Mole an. Der Schiffer selber saß nicht am Steuer, er lag in seinem breiten Bett, fieberte, stöhnte und fluchte gewaltig. Zum Glück hatte sich herausgestellt, daß die Wunde nur ein ungefährlicher, wenn auch stark schmerzender Streifschuß gewesen war. Statt seiner saß ein schwächlicher Bursche am Steuer. Er stand jetzt auf und war mit einem Sprung oben auf der Hafenumauer. Die Hosen waren ihm viel zu lang und schlotterten um ihn herum. Er hatte auch für einen Mann ein viel zu weißes und feines Gesicht. — Und es war überhaupt kein Mann; es war Wiebke, die für ihren Vater mit hinausgefahren war.

Alles war glatt gegangen. Kein Zollsoldat hatte sich gezeigt, keine französische Schaluppe war unterwegs gewesen. Und die Kontrebande, die der englische Segler mitgebracht hatte, war bis zum letzten Pfund Kaffee in Sicherheit. In Norddeich war alles in die wartenden Fuhrwerke verladen und im Schutze der Dunkelheit bereits unterwegs ins Hannöversche hinein.

Am anderen Tage sprach es sich wie ein Lauffeuer herum, daß der Leutnant den Befehl an den dienstältesten Korporal abgegeben, und sich selber, angeblich wegen einer plötzlichen Erkrankung, bei seinem Kommando in Emden gemeldet hatte.

Er kehrte auch nicht wieder zurück. Nach vielen Wochen erst kam ein anderer Offizier, ein älterer

Kapitän, unter dem die Norderneyer nicht zu leiden hatten, und der nicht ein, sondern auch zwei Augen zudrückte. Das Gerücht aber ging, daß über den Leutnant Marboeuf ein Kriegsgericht gesessen hätte, daß man ihn kassiert und auf eine Festung abgeführt habe. Genaues hierüber war nicht zu erfahren. —

Nur etwas wußten die Norderneyer. Nämlich: wem sie es zu verdanken hatten, von dieser Plage erlöst zu sein: der kleinen zierlichen Wiebke Karsten. Und wenn die Burschen und die Männer sie auf der Straße oder am Strande trafen, dann grüßten sie schon von ferne. —

Aus einem Taschenbuch für Bade-Reisende

Nach der Insel Norderney giebt es von der Ostfriesischen Küste aus einen Weg, den man zu Pferde oder zu Wagen machen kann, ohne daß man jedoch auf dem festen Lande reiset. Der Weg geht zu dem Ende vom Städtchen Norden anderthalb Stunden weit, zum Flecken Hagen und bis zum Hilgenrieder Siel. Von hier legt man während der Ebbe, von einem eigends dazu bestellten Strandvoigt angeführt, auf einer nach der Insel hinreichenden Sandbank (Plate), die zur Zeit der Ebbe fast ganz ohne Wasser ist, den Weg nach der Insel zurück. Hierbei muß jedoch die Zeit der Ebbe genau gehalten werden, denn außerdem ist die Reise, wenn die Fluth überrascht, besonders im sogenannten Watt, mit Lebensgefahr verbunden. Gewöhnlicher ist der Weg zu Schiffe; der andere über das Watt wird nur von solchen Personen gewählt, die sich aus Furcht vor dem balkenlosen Meere einem Schiffe nicht anvertrauen mögen.

Am Deiche, unfern von Norden, gehen wöchentlich viermal Passagierschiffe, die bloß für Badegäste bestimmt sind, nach der Insel. In Norden belehren gedruckte Anzeigen den, welcher hinüber schiffen

will, über den Abgang, welcher sich nach der Fluth richtet. Das Schiffgeld beträgt 8 Groschen.

Da sich kein Hafen auf der Insel befindet und das Wasser dort seicht ist, so gehen die Schiffe eine halbe Stunde vom Ufer an der Rhede vor Anker. Sobald das Schiff durch Aufziehen der Flagge seine Ankunft gemeldet, erscheint ein Boot vom Lande und bringt den Ankommenden näher nach dem Lande. Da aber das Boot sich dem Lande nicht völlig nähern kann, so bringt ein Korbwagen den neuen Gast, unter Musik und Jubel, vollends aufs Trockne und den harrenden Badegästen entgegen. Wer diese Ausgabe für das Boot scheuet, watet aufgeschürtzt, mit seinem Bündel auf dem Rücken nach der Insel.

Diese liegt nach Camp's Karte von Ostfriesland 54° 42' 38" nördlicher Breite, und 24° 47' 26" der Länge, und kann in vier Stunden umgangen werden. Es ist sehr klar, daß sie früher mit dem festen Lande zusammengehangen. Sie zieht sich sehr schmal nach Westen in die Länge, ist östlich durch die Strömung (die Seelöcher) von Baltrum, südwestlich von der Insel Juist getrennt; südlich liegt das feste Land der Aemter Norden und Berum 1 $\frac{1}{4}$ Meile entfernt. Die Insel ist ganz aus Sand angeschwemmt, flach, aber mit süßem Wasser versehen. Pflanzen wachsen üppig zwischen den Dünen, hier *Cistus guttatus* mit der gelben Blume, und *Hippophaë rhamnoides* mit ihren gelben Beeren, dort *Glaux maritima*, *Hordeum maritimum*, *Rosa spinosissima* etc. Unter 113 verschiedenen Arten von Seefischen ergötzt der Tümmeler (*Delphinus Phocaena*), der sich in großer Menge am Watt aufhält, durch seine seltsamen Bewegungen, seine abenteuerliche Gestalt, und das Spritzen des Wassers aus den hintern Nasenlöchern. An Seevögeln, Seethieren, Konchylien und Zoophyten ist ein solcher Ueberfluß, daß man mit leichter Mühe Sammlungen anlegen kann. Aus letztern bestehen ganze Stellen des Ufers, und die Inseljugend bietet um Weniges die schönsten zum Verkauf an.

Hinter den Sanddünen der südöstlichen Inselhälfte, die, bisweilen 60 bis 80 Fuß hoch, nur in innern Thälern bewachsen, mit wilden Kaninchen, Bergenten und zahllosen Seevögeln belebt sind und einem Meere von versteinerten Wellen gleichen, steht auf der nord-westlichen Seite das Dorf von 106 Häusern mit einer Kirche. Die 550 Insulaner, gerade, ehrliche Menschen, sehr reinlich, meist Schiffer von Handwerk, haben auf 60 bis 70 Zimmer zugerichtet, die sie an Badegäste ablassen und in welchen holländische Reinlichkeit herrscht.

Das Badehaus, massiv und reinlich, enthält die Badezimmer, auch ein Tropf- und ein Regenbad.

Auch ein Konversationshaus ist längst erbaut. Es hat einen Saal zur Wirthstafel für 100 Gedecke, ein Billard, und mehrere Thee- und Spielzimmer; vor sich ein Gehölz und eine angenehme Aussicht nach der See; überhaupt eine recht anziehende Lage.

Erst im Jahre 1818 ist von dem Hannöverischen Gouvernement ein neues stattliches Logirhaus mit mehrern Andern eingerichtet und überhaupt viel gethan worden. - Zwei Schuppen beherbergen die Badekutschen während der Nacht und bei Regenwetter.

Norderney ist das älteste Seebad der Nordsee, das die ostfriesischen Stände neuerdings auf eigne Kosten eingerichtet, da es in den kriegerischen Zeiten sehr gelitten und das Konversationshaus sogar in eine Kaserne verwandelt worden war. In den Jahren 1817 und 1818 sind auf 12 000 Thlr. daran gewendet worden. Es wird Norderney immer stärker besucht und seine Bäder äußern eine herrliche Wirkung.

Am Nordweststrande sind die kalten Seebäder angelegt. Als etwas Eigenthümliches bemerkt man hier, daß, so verschieden auch die Winde wehen mögen, doch bei Ebbe und Fluth die Wellen stets einerlei Richtung nach dem Ufer hin zeigen. Der Wassergrund ist derb und sandig.

Man badet mittelst Badekutschen, nach engländischer Art, mit vier breiten Rädern, der Kasten hin-

ten nach der See zu offen, auf der entgegengesetzten Seite die Deichsel, an welcher die Kutsche in die See geschoben wird; ein zeltartiger Faltschirm verbirgt den von der Kutsche nach der See Hinabsteigenden; mit einer Klingel wird das Zeichen zur Rückkehr gegeben. Männer werden von Männern, Frauen von weiblicher Dienerschaft begleitet. Diese sind so gute Seekenner, daß man sich unbedingt auf sie verlassen kann, und welche gegen eine kleine Erkenntlichkeit sehr gern beim Abtrocknen und Ankleiden behülflich sind.

Die warmen Bäder nimmt man in den Häusern, wo man wohnt, oder in den Badezimmern des Badehauses, welches letzte für diejenigen das bequemste ist, welche in dem Logirhause wohnen. — Das Bad von Norderney wird jederzeit im Julius eröffnet, wo der Medizinalrath v. Halem von Aurich hierher kömmt, dem man eigentlich die Errichtung dieser Anstalt zu danken hat.

In dem Logirhause wohnt man trefflich und am bequemsten. Doch sind auch die Wohnungen der Insulaner recht reinlich und nett. In ihnen kosten zwei Stuben mit dem nöthigen Hausgeräthe und zwei Betten wöchentlich 3 bis 4 Thlr.

Die Badekutschen sind von früh 6 Uhr an zu haben bis zu Sonnenuntergang; für den jedesmaligen Gebrauch zahlt man 4 Groschen. Der Preis eines warmen Bades beträgt 12 Gr. und mit einem Badekleide von Flanell 14 Gr.

Ein bestallter Oekonom versieht die Küche stets mit guten Nahrungsmitteln; für das Gedeck an der Wirthstafel zu 3 Gerichten bezahlt man 12 Gr.

Ein Wein- und Kaffeehaus findet man beim Voigt der Insel. Modewaren-Handlungen und Krämer verschiedener Art kommen im Sommer von Aurich hierher. Politische und andere deutsche Unterhaltungsblätter findet man im Konversationshause.

An Spaziergängen herrscht keine große Abwechslung; man wandert gemeiniglich an dem Meeres-

ufer, oder im Gehölz, dem einzigen der Insel. Die Dünen zu ersteigen, hindert gemeiniglich das beschwerliche Sandwaden, obschon die weite Aussicht aufs Meer und der Blick in die innern bewachsenen Schluchten der Dünen der Mühe lohnt. Die Fluth, dieses merkwürdige Schauspiel, ist besonders interessant. Sie steigt gewöhnlich 8 Fuß; aber starke Stürme treiben das Wasser wohl auf 20 Fuß nahe bis zu den Häusern des Dorfs. Nicht selten segeln daher schwerbeladene Schiffe über denselben Meeresgrund, auf dem der Spaziergänger bei der Ebbe, Muscheln und andre Seethiere vor Kurzem erst gesammelt.

(1819)

Heinrich Heine

Die Eingeborenen sind meistens blutarm und leben vom Fischfang, der erst im nächsten Monat, im Oktober, bei stürmischem Wetter, seinen Anfang nimmt. Viele dieser Insulaner dienen auch als Matrosen auf fremden Kauffahrteischiffen und bleiben jahrelang vom Hause entfernt, ohne ihren Angehörigen irgend eine Nachricht von sich zukommen zu lassen. Nicht selten finden sie den Tod auf dem Wasser. Ich habe einige arme Weiber auf der Insel gefunden, deren ganze männliche Familie solcherweise umgekommen, was sich leicht ereignet, da der Vater mit seinen Söhnen gewöhnlich auf demselben Schiffe zur See fährt. Das Seefahren hat für diese Menschen einen großen Reiz; und dennoch, glaube ich, daheim ist ihnen allen am wohlsten zu Mute. Sind sie auch auf ihren Schiffen sogar nach jenen südlichen Ländern gekommen, wo die Sonne blühender und der Mond romantischer leuchtet, so können doch alle Blumen dort nicht den Leck ihres Herzens stopfen, und mitten in der duf-tigen Heimat des Frühlings sehnen sie sich wieder zurück nach ihrer Sandinsel, nach ihren kleinen Hütten,

nach dem flackernden Herde, wo die Ihrigen, wohlverwahrt in wollenen Jacken, herumkauern und einen Tee trinken, der sich von gekochtem Seewasser nur durch den Namen unterscheidet, und eine Sprache schwatzen, wovon kaum begreiflich scheint, wie es ihnen selber möglich ist, sie zu verstehen.

Was diese Menschen so fest und genügsam zusammenhält, ist nicht so sehr das innig mystische Gefühl der Liebe als vielmehr die Gewohnheit, das naturgemäße Ineinander-Hinüberleben, die gemeinschaftliche Unmittelbarkeit. Gleiche Geisteshöhe oder, besser gesagt, Geistesniedrigkeit, daher gleiche Bedürfnisse und gleiches Streben; gleiche Erfahrungen und Gesinnungen, daher leichtes Verständniß untereinander; und sie sitzen verträglich am Feuer in den kleinen Hütten, rücken zusammen, wenn es kalt wird, an den Augen sehen sie sich ab, was sie denken, die Worte lesen sie sich von den Lippen, ehe sie gesprochen worden, alle gemeinsamen Lebensbeziehungen sind ihnen im Gedächtnisse, und durch einen einzigen Laut, eine einzige Miene, eine einzige stumme Bewegung erregen sie untereinander so viel Lachen oder Weinen oder Andacht, wie wir bei unseresgleichen erst durch lange Expositionen, Expektorationen und Deklamationen hervorbringen können. Denn wir leben im Grunde geistig einsam; durch eine besondere Erziehungsmethode oder zufällig gewählte besondere Lektüre hat jeder von uns eine verschiedene Charakterrichtung empfangen; jeder von uns, geistig verlarvt, denkt, fühlt und strebt anders als die andern, und des Mißverständnisses wird so viel, und selbst in weiten Häusern wird das Zusammenleben so schwer, und wir sind überall beengt, überall fremd und überall in der Fremde.

Ich gehe hier oft am Strande spazieren und gedenke solcher seemännischen Wundersagen. Die anziehendste derselben ist wohl die Geschichte vom fliegenden Holländer, den man im Sturm mit aufgespannten Segeln vorbeifahren sieht und der zuwei-

len ein Boot aussetzt, um den begegnenden Schiffen allerlei Briefe mitzugeben, die man nachher nicht zu besorgen weiß, da sie an längst verstorbene Personen adressiert sind. Manchmal gedenke ich auch des alten, lieben Märchens von dem Fischerknaben, der am Strande den nächtlichen Reigen der Meernixen be- lauscht hatte und nachher mit seiner Geige die ganze Welt durchzog und alle Menschen zauberhaft ent- zückte, wenn er ihnen die Melodie des Nixenwalzers vorspielte. Diese Sage erzählte mir einst ein lieber Freund, als wir, im Konzerte zu Berlin, solchen einen wundermächtigen Knaben, den Felix Mendelssohn- Bartholdy, spielen hörten.

Einen eigentümlichen Reiz gewährt das Kreuzen um die Insel. Das Wetter muß aber schön sein, die Wolken müssen sich ungewöhnlich gestalten, und man muß rücklings auf dem Verdecke liegen und in den Himmel sehen und allenfalls auch ein Stückchen Him- mel im Herzen haben. Die Wellen murmeln alsdann allerlei wunderliches Zeug, allerlei Worte, woran liebe Erinnerungen flattern, allerlei Namen, die wie süße Ahnung in der Seele widerklingen — „Evelina!“ Dann kommen auch Schiffe vorbeigefahren, und man grüßt, als ob man sich alle Tage wiedersehen könnte. Nur des Nachts hat das Begegnen fremder Schiffe auf dem Meere etwas Unheimliches; man will sich dann einbilden, die besten Freunde, die wir seit Jahren nicht gesehen, führen schweigend vorbei, und man verlöre sie auf immer.

Ich liebe das Meer wie meine Seele.

Oft wird mir sogar zu Mute, als sei das Meer eigentlich meine Seele selbst; und wie es im Meere ver- borgene Wasserpflanzen gibt, die nur im Augenblick des Aufblühens an dessen Oberfläche heraufschwim- men und im Augenblick des Verblühens wieder hin- abtauchen; so kommen zuweilen auch wunderbare Blumenbilder heraufgeschwommen aus der Tiefe meiner Seele und duften und leuchten und verschwin- den wieder — „Evelina!“

Man sagt, unfern dieser Insel, wo jetzt nichts als Wasser ist, hätten einst die schönsten Dörfer und Städte gestanden, das Meer habe sie plötzlich alle überschwemmt, und bei klarem Wetter sähen die Schiffer noch die leuchtenden Spitzen der versunkenen Kirchtürme, und mancher habe dort in der Sonntagsfrühe sogar ein frommes Glockengeläute gehört. Die Geschichte ist wahr; denn das Meer ist meine Seele —

„Eine schöne Welt ist da versunken,
Ihre Trümmer blieben unten stehn,
Lassen sich als goldne Himmelsfunken
Oft im Spiegel meiner Träume sehn.“

(W. Müller)

Erwachend höre ich dann ein verhallendes Glockengeläute und Gesang heiliger Stimmen — „Evelina!“

Geht man am Strande spazieren, so gewähren die vorbeifahrenden Schiffe einen schönen Anblick. Haben sie die blendend weißen Segel aufgespannt, so sehen sie aus, wie vorbeiziehende große Schwäne. Gar besonders schön ist dieser Anblick, wenn die Sonne hinter dem vorbeisegelnden Schiffe untergeht und dieses wie von einer riesigen Glorie umstrahlt wird.

Des Versuchs halber, denn ich muß mein Blut besser gewöhnen, ging ich gestern auf die Jagd. Ich schoß nach einigen Möwen, die gar zu sicher umherflatterten und doch nicht bestimmt wissen konnten, daß ich schlecht schieße. Ich wollte sie nicht treffen und sie nur warnen, sich ein andermal vor Leuten mit Flinten in acht zu nehmen; aber mein Schuß ging fehl, und ich hatte das Unglück, eine junge Möwe totzuschießen. Es ist gut, daß es keine alte war; denn was wäre dann aus den armen, kleinen Möwchen geworden, die noch unbefiedert im Sandneste der großen Düne liegen und ohne die Mutter verhungern müßten. Mir ahnte schon vorher, daß mich auf der Jagd ein Mißgeschick treffen würde; ein Hase war mir über den Weg gelaufen.

Gar besonders wunderbar wird mir zu Mute, wenn ich allein in der Dämmerung am Strande wandle, —

hinter mir flache Dünen, vor mir das wogende, unermessliche Meer, über mir der Himmel wie eine riesige Kristallkuppel — ich erscheine mir dann selbst sehr ameisenklein, und dennoch dehnt sich meine Seele so weltenweit. Die hohe Einfachheit der Natur, wie sie mich hier umgibt, zähmt und erhebt mich zu gleicher Zeit, und zwar in stärkerem Grade als jemals eine andere erhabene Umgebung. Nie war mir ein Dom groß genug; meine Seele mit ihrem alten Titanengebet strebte immer höher als die gotischen Pfeiler und wollte immer hinausbrechen durch das Dach. Auf der Spitze der Roßtrappe haben mir beim ersten Anblick die kolossalen Felsen in ihren kühnen Gruppierungen ziemlich imponiert; aber dieser Eindruck dauerte nicht lange, meine Seele war nur überrascht, nicht überwältigt, und jene ungeheuren Steinmassen wurden in meinen Augen allmählich kleiner, und am Ende erschienen sie mir nur wie geringe Trümmer eines zerschlagenen Riesenpalastes, worin sich meine Seele vielleicht komfortabel befunden hätte.

(1825, 1826, 1827)

Zwei Briefe Bismarcks

I.

Norderney, 8. August 1844

Lieber Vater!

Ich bin vorgestern früh glücklich, wenn auch etwas später, als ich wollte, hier eingetroffen. Meine Reise fing gleich damit an, daß ich in Tangermünde, ich weiß nicht wieviel Stunden, bis gegen 10 Uhr abends warten mußte und mich dabei merkwürdig langweilte, das Dampfschiff war ziemlich besetzt, und zur Nacht noch schlechter eingerichtet, als auf unserer Reise nach Hamburg, da die hintere Hälfte der großen Cajüte für Damen abgeteilt war. Ich habe deshalb in Gesellschaft zweier Engländer die Nacht mit Grog

und Politik zugebracht, zum großen Kummer für die Mitreisenden, die gute Plätze hatten und schlafen wollten. Gegen fünf waren wir in Magdeburg.

Zum Nachmittag kam ich nach Hannover, wo ich bis Montag morgen blieb, und mich sehr gut unterhalten habe. — Am Montag ging erst das Weserschiff, mit dem ich fahren wollte, und ich fand dazu eine sehr gute Reisegesellschaft in der Familie des Kriegsministers Grafen Kielmansegg, mit denen ich erst von Hannover nach Nienburg zu Lande, und von da in 2 Tagen zu Schiff hierher kam; in gedachter Familie befanden sich drei sehr artige Töchter, unter die ich mein Herz während der Reise mit strenger Gerechtigkeit verteilt habe.

Als wir in See kamen, fing es heftig zu regnen an, und etwa 2 Meilen von der Insel Wangerog liefen wir auf einer Sandbank fest, so daß wir die Nacht über liegen bleiben mußten, um die Flut abzuwarten. Während der Zeit überfiel uns das tollste Gewitter, welches ich je gesehen habe; zum Glück ganz ohne Wind, aber wohl zwei Stunden mit wenig unterbrochenem Donner und Blitz. Ich war mit Herrn von Friesen aus Rammelburg und dem Capitän allein auf dem Verdeck, als ein betäubender Schlag, mit Donner und Blitz ganz zugleich fiel; Friesen und ich taumelten auseinander, und jeder dachte vom Andern, er brennte; der Strahl hatte einige Schritte von uns den Kettenkasten getroffen und an der aushängenden Kette seinen Weg ins Wasser genommen. In derselben Minute erfolgten noch 3 ähnliche Schläge in der unmittelbarsten Nähe des Schiffes, so daß die ganze See um uns aufbrauste. Einige Damen wurden ohnmächtig, andre weinten, und die Stille in der Herrencajüte wurde nur durch das laute Beten eines Bremer Kaufmanns unterbrochen, der mir vorher viel mehr auf seine Weste als auf seinen Gott zu geben schien. Als ich mich nach dem Schlage, der das Schiff traf, mit der Frage an den Capitän wandte, wo der Blitz wohl sitzen möchte, war dieser Mann gänzlich außer stande

zu antworten. Er war blaublaß im Gesicht, die Lippen bebten ihm wie im Fieberfrost, und er war fast ohne Besinnung. Ich hätte wohl sehen mögen, was für Kommando er hätte geben können, wenn das Schiff etwa in Brand geraten wäre. Gegen mich geriet er in eine abergläubische Aufregung, die er erst später zu äußern imstande war, weil ich zur Beruhigung der alten Gräfin von K., die in größtem Schreck an die Tür stürzte, einige Scherze über den Donner machte. Übrigens stand unsere Partie wirklich schlecht, da das Schiff der einzig anziehende Punkt für die Blitze war, das Gewitter gerade über uns, und wenn wir brannten, oder der Kessel zerschlagen wurde, so faßte unser Boot noch nicht den vierten Teil der Gesellschaft, und wir waren zwei Meilen vom Lande. Das Gebet des Bremer Herren rettete uns diesmal noch.

Dienstag früh kamen wir hier an. Das Bad ist charmant, namentlich ein herrlicher sandiger Strand, ein schönes großes Gesellschaftshaus.

Des Vormittags, nach oder vor dem Bade, wird Kegel geschoben mit riesenhaften Kugeln, außerdem verteilt sich die Zeit auf Whist und Pharaospielen, moquieren und hofiren mit den Damen, spazieren am Strande, Austern essen, Kaninchen schießen und des Abends ein bis zwei Stunden tanzen. Eine einförmige, aber gesunde Lebensweise. Soeben bringt man mir das gebräuchliche Ankunftsständchen, wofür ich einen Taler werde bezahlen.

Ich denke im Ganzen etwa 5 Wochen hier zu bleiben, und komme auf der Rückreise jedenfalls über Schönhausen. — Ob ich wieder über Hannover gehe, weiß ich noch nicht, gern möchte ich aber noch einmal nach Bremen, wenn auch nicht, um wieder 1624er Rüdesheimer zu trinken, doch um mir die sehr schönen, gut erhaltenen alten Gebäude näher anzusehen, und mir Zigarren auszusuchen, wozu ich neulich, bei einem Aufenthalt von fünf Stunden des Nachts, nicht die Zeit hatte. Das Rathaus ist eins der wenigen alten Denkmäler, die ganz unversehrt

aus alter Zeit geblieben sind, und hat mir viel besser gefallen, wie der saure alte Rheinwein darin, der wie Essig schmeckt, aber auf sehr schönen alten Fässern liegt, die bis zu 3000 Flaschen halten, die Flasche zu 2—3 Taler Gold.

Dein gehorsamer Sohn Bismarck

II.

Norderney, 9. 9. 1844

Teure Kleine!

Seit 14 Tagen hatte ich mir vorgenommen, Dir zu schreiben, ohne bisher dazu gelangen zu können. Wenn Du neugierig bist, welches diese Geschäfte sein möchten, so bin ich wirklich außerstande, Dir ein vollständiges Bild davon zu entwerfen, da ihre Reihenfolge je nach dem Wechsel von Ebbe und Flut, täglich die mannigfachsten Veränderungen erleidet. Man badet nämlich nur zur Zeit des höchsten Wassers, weil dann der stärkste Wellenschlag ist, — eine Zeit, die zwischen 6 morgens und 6 abends täglich um eine Stunde später eintritt — und in angenehmer Abwechslung die Vorzüge eines windkalten, regnichten Sommermorgens bald in Gottes herrlicher Natur unter den erhebenden Eindrücken von Sand und Seewasser genießen läßt, bald in meines Wirtes Mousse Onnen Fimmen fünf Fuß langem Bett unter den behaglichen Empfindungen, die das Liegen auf einer Seegrasmatratze in mir zu erwecken pflegt. Ebenso wechselt die Table d'hôte ihre Zeit nach zwischen 1 und 5 Uhr, ihren Bestandteilen nach zwischen Schellfisch, Bohnen und Hammel an den ungraden, und Seezunge, Erbsen und Kalb an den graden Tagen des Monats, woran sich im ersten Falle süßer Gries mit Fruchtsauce, im zweiten Pudding mit Rosinen anschließt. Damit das Auge den Gaumen nicht beneidet, sitzt neben mir eine Dame aus Dänemark, deren Anblick mich mit Wehmut und Heimweh füllt, denn sie erinnert mich an Pfeffer in Kniephof, wenn er sehr mager war, sie muß ein herrliches Gemüt haben, oder

das Schicksal war ungerecht gegen sie, auch ist ihre Stimme sanft, und sie bietet mir zweimal von jeder Schüssel an, die vor ihr steht. Mir gegenüber sitzt der alte Graf Beust, eine jener Gestalten, die uns im Traum erscheinen, wenn wir schlafend übel werden, ein dicker Frosch ohne Beine, die vor jedem Bissen den Mund wie ein Nachtsack bis an die Schultern aufreißt, sodaß ich mich schwindelnd am Rand des Tisches halte. Mein anderer Nachbar ist ein russischer Offizier; ein guter Junge gebaut wie ein Stiefelknecht, langer schlanker Leib und kurze krumme Beine.

Die meisten Leute sind schon abgereist, und unsere Tischgesellschaft ist von 2—300 auf 12—15 zusammengeschmolzen. Ich selbst habe mein Deputat an Bädern nun auch weg und werde mit dem nächsten Dampfschiff, welches übermorgen erwartet wird, nach Helgoland abgehen und von dort über Hamburg nach Schönhausen kommen. Ich kann indes den Tag meiner Ankunft nicht bestimmen, weil es nicht gewiß ist, daß das Dampfschiff übermorgen kommt; in den Bekanntmachungen ist diese Fahrt zwar angesetzt, sie pflegen aber die letzten Reisen, wie man mir sagt, oft fortzulassen, wenn sie keine hinreichende Anzahl von Passagieren erwarten, um ihre Kosten zu decken. Wenn also das Dampfboot übermorgen ausbleibt, so beabsichtige ich den Donnerstag mit einem Segelboot nach Helgoland zu fahren; von dort ist zweimal wöchentlich Verbindung nach Hamburg.

Soeben meldet mir der Jäger des Kronprinzen, daß ich für heut auf die Annehmlichkeiten der table d'hôte verzichten soll, um zum letzten Mal bei JJ. KK. HH. zu essen, wo man im ganzen besser lebt. Dieser Hof ist überhaupt sehr liebenswürdig. Die Kronprinzessin ist eine sehr heitere und liebenswürdige Dame, tanzt gern und ist munter wie ein Kind. Gestern machten wir im dicksten Nebel eine Landpartie in die Dünen, kochten draußen Kaffee und späterhin Pellkartoffeln, sprangen wie die Schuljugend von den Sandbergen, und obgleich incl. Prin-

zessin nur vier Paare, tanzten wir, bis es finster wurde, auf dem Rasen und machten wie die Tollen bockspringende Ronden um unser Feuer, kindlich und champetre, on ne peut pas plus. Dergleichen Partien, auch Seefahrten, bei denen die Herrschaften gewöhnlich krank wurden, haben wir öfter gemacht, und ich muß sagen, daß diese Hofgesellschaft, vor den meisten übrigen hier, wenigstens den Vorzug der Ungezwungenheit hatte. Unser Freund Malortie scheint indessen diese Ansicht nicht zu teilen, und sieht stets gelangweilt und verdrießlich aus. Nur bei Whist und Zigarren scheint er sich etwas heimischer zu fühlen. Im Ganzen ist es mir doch lieb, daß ich ihn nicht geheiratet habe; er ist meist ansteckend langweilig, seltene lichte Augenblicke ausgenommen. Das Baden gefällt mir hier sehr, und so einsam es ist, bleibe ich nicht ungern noch einige Tage. Der Strand ist prächtig, ganz flach, ebener, weicher Sand ohne alle Steine, und Wellenschlag, wie ich ihn weder in der Ostsee noch bei Dieppe gesehen habe. Wenn ich eben noch bis an die Knie im Wasser stehe, so kommt eine haushohe Welle (die Häuser sind hier nicht so hoch wie das Berliner Schloß) dreht mich zehnmal rundum und wirft mich 20 Schritt davon entfernt in den Sand, ein einfaches Vergnügen, dem ich mich aber täglich con amore so lange hingebe, als es die ärztlichen Vorschriften irgend gestatten. Mit der See habe ich mich überhaupt sehr befreundet; täglich segle ich einige Stunden, um dabei zu fischen und nach Seehunden und Delphinen zu schießen, von letzteren habe ich nur einen erlegt; ein so gutmütiges Hundegesicht mit großen schönen Augen, daß es mir ordentlich leid tat. Vor 14 Tagen hatten wir Stürme von seltener Heftigkeit; einige zwanzig Schiffe aller Nationen sind an den Inseln hier gestrandet, und mehrere Tage lang trieben unzählige Trümmer von Schiffen, Utensilien, Waren in Fässern, Leichen, Kleider und Papiere an. Ich selbst habe eine kleine Probe gehabt, wie Sturm aussieht; ich war mit einem fischenden Freunde,

Tonke Hams, in 4 Stunden nach der Insel Wangerog gefahren; auf dem Rückwege wurden wir in dem kleinen Boot 24 Stunden umhergeschaukelt und hatten schon in der ersten keinen trockenen Faden an uns, obgleich ich in einer angeblichen Kajüte lag. Zum Glück waren wir mit Schinken und Portwein hinreichend verproviantiert, sonst wäre die Fahrt sehr verdrießlich gewesen.

Herzliche Grüße an Vater, desgl. an Antonie und Arnim. Leb wohl, mein Schatz, — mein Herz!

Dein treuer Bruder Bismarck

Der Damenstrand

1852:

„Betrügereien geschehen von jungen, lebenslustigen Herren und von den vornehmen Damen durch die Kammerjungfern insofern täglich mehrere Male, als dieselben ihre Billets abgeben, die Contremarque wegwerfen und nun in die nächste Kutsche sich tragen lassen, entweder, um einen alten, ärgerlichen Herrn zu kränken, oder um tunlichst schnell abzubaden. Gerade durch diese Betrügereien werden die meisten Klagen am Damenstrande hervorgerufen, denn dort kann nicht die Gegenwart des Badearztes oder des Badecommissairs das Ansehen der Aufseherin, wie am Herrenstrande geschieht, durch eignes Einschreiten herstellen, sondern hier hat sich die Aufseherin außer mit den Damen, auch noch mit einer Unzahl von Bademädchen, die für ihre Damen mitschmuggeln, herumzuzanken, und es gehört wirklich eine Festigkeit und eine Ruhe wie die der Aufseherin Witzmann dazu, um am Damenstrande nur einige Tage, geschweige denn drei Monate aushalten zu können.“

1856:

„Am Damenstrande sind wie in allen Jahren Klagen über nicht genaue Befolgung der bestehenden Vorschriften laut geworden. Zu beseitigen sind diese Klagen aber nach meiner Ansicht nicht, da die Damen stets zu Hintergehung der Angestellten geneigt sind, worüber wieder am Herrenstrande nie Klage geführt werden kann.“

(Aus den Generalberichten des kgl. Badecommissairs an die Krone zu Hannover).

Nächtliches Drama in See

1.

Der Mann auf Station Bremerhaven, Amt Unterweser, notierte: „Seefischer Kassen Harms, Norderney, Kutter ‚St. Peter‘, Fische gelöscht, acht Uhr fünfzig in See, Ziel Norderney.“

Die Sonne war um sieben Uhr zwanzig untergegangen. Das Barometer zeigte auf 756. Die Brise nahm zu. Aber Kassen Harms hatte gesagt: „Ach wat, lat uns man losgahn.“

Jann Jannssen Fimmen, auch von Norderney, saß noch bei „Muttern Schramm“ in der Kneipe am Pier, als der Kassen aus dem Hafen ging. Aber Volkert Giessen, einer von den Fimmenschen, hatte gesehen, wie der „St. Peter“ Großsegel und Besan hochgehen ließ. Da war er rübergelaufen zu seinem Dienstherrn und hatte es ihm gesteckt: „Kaptän, Kaptän, der Kassen macht los.“

Eine Viertelstunde später lief auch der Jann Jannssen Fimmen aus. Heiko Schramm, der Bengel vom Pier, der die Leinen vertäuen half, zählte die Sekunden an den Fingern ab, bis die mächtigen Segel, rotbraun von Eichenlohe, im Dunkel der Nacht verschwunden waren.

2.

Am nächsten Morgen, gegen neun Uhr, machte Jann Jannssen Fimmen am Pier von Norderney fest. Der Sturm der Nacht hatte sich ein wenig beruhigt. Die Wolken gingen in schneller Fahrt über die Insel, dünn und zerfetzt.

Als erster ging Peter Gerdes an Land. Ohne ein Wort verließ er den Kutter und eilte, sein Zeug unterm Arm, über die Weide aufs Dorf zu.

Die anderen beiden, Volkert Giessen und Jann Fimmen, der Kaptän, steckten noch unten im Logis. Sie saßen dort in Zeug und Mütze wohl eine halbe Stunde auf ihren Kisten, bis eine dünne Stimme von Land sie weckte.

„He, Fimmen, hest du min Vadder ne sehn?“

Es war der kleine Heiko, der vom Dach eines Schuppens aus vergeblich nach dem Schiff seines Vaters Ausschau hielt. Fimmen hatte stark getrunken, war schon angetrunken an Bord gegangen in Bremerhaven. Er kroch nun aus der Koje heraus und stolperte über die Fischkästen an Land.

„He, Fimmen, hest du min Vader ne sehn?“

Jann Jannssen Fimmen war so betrunken, daß er nicht mehr wußte, was er sprach. Alles konnte Heiko auch nicht verstehen, denn er stand oben im Wind, dazu warf Volkert Giessen die leeren Fischkästen mit Gepolter von Bord. Aber ein paar Worte hat er doch genau verstanden:

„Die Schmierlappen haben uns die Nacht ange-segelt!“

Er ist gleich nach Haus gelaufen, hat es erzählt. Eine Stunde später wußte es das ganze Dorf. „Der Harms und der Fimmen haben sich heute Nacht auf See gerammt.“

3.

Die Männer von Norderney standen den langen Tag im Wind der Marienhöhe und hielten vergeblich Ausschau nach dem „St. Peter“.

Auch der kleine Heiko kam einmal. Er stand unter den Männern so mutig, gefaßt wie ein Erwachsener.

„Dat sücht man net moi ut för din Vader!“ sagte einer von den Männern.

Jann Jannssen Fimmen lag den ganzen Tag in seinem Bett und war nicht zu wecken. Ehm Lührs, der ihm begegnet ist, als er vom Hafen kam, hat auch bemerkt, daß er nach Branntwein noch gegen den Wind.

4.

Als der Schiffer Jann Jannssen Fimmen vom Vogt über den Unglücksfall vernommen werden sollte, besonders aber, ob und welche Hilfe er dem untergegangenen Schiff geleistet habe, war er schon wieder

in See gegangen. Mit ihm Volkert Giessen, der auch in der Nacht dabei gewesen war.

5.

Vier Tage darauf trieben Schiffstrümmer in der Jade an Land. Es waren die beiden Schwerter des „St. Peter“, von denen eins deutlich die Spuren eines Stevenstoßes trug.

Am Sonntag darauf kündete Pastor Engelkes von der Kanzel herab: „Es starben den Seemannstod auf hoher See der Schiffer Kassen Harms, sein Steuermann Peter Heien und Johann Volkert Visser. Wir sind allesamt Sünder und harren Deiner Gnade. Herrgott, nimm die Seelen der Ertrunkenen gnädig auf.“

6.

Es meldeten sich nun Martje und Trientje Oxhof beim Amt, die sagten aus, daß der Fimmen bei seiner Heimkehr nach der Unglücksnacht zu seiner Frau geäußert habe, der Kassen Harms sei versoffen und komme nicht wieder. Sie hätten sich in der Nacht gerammt. Das wollten die von der Fimmenschen Magd wissen, die es mit eigenen Ohren gehört.

Es meldeten sich ferner der Peter Gebult Peters, Jann Jansen Kluin und Ehme Lührs, sämtlich von Norderney, und erzählten von Drohungen, die der Fimmen dem Kassen gegenüber ausgestoßen habe. Er werde ihn schon zu treffen wissen auf irgendeinem Fahrwasser und durchsegeln, daß er ihm nicht wieder in den Weg komme. Das habe der Kassen ihnen selber erzählt.

Es meldete sich ferner Jakob Mammen von Nessmersiel, der sagte für seinen Schwiegersohn, den Fimmenschen Gehilfen Gerdes, aus. Dieser sei unschuldig an dem Unglück, denn er habe geschlafen, als die beiden Schiffe zusammengestoßen. Durch den Stoß aber aus dem Schlafe geweckt, habe er dem Kassenschen Schiffe Hilfe bringen wollen. Doch man habe ihm zur Antwort gegeben, er würde selber über Bord gehen, wenn er eine Hand zur Rettung rührte.

Jann Jannssen Fimmen lag den sechsten Tag mit seinem Kutter am Pier von Bremerhaven und machte nicht wieder los. Seine Fische hatte er längst verkauft, seinen Steuermann hatte er entlohnt, er selbst steckte den Tag über im Logis; wenn es dunkel geworden, ging er herüber zur Kneipe, sich Essen zu holen und eine Buddel Schnaps.

So saß er in seiner Koje und wartete, bis Leute vom Hafenamt kamen, Hand an ihn legten und ihn mit sich nahmen. Er leistete keinen Widerstand.

*(Der Untergang des Schiffers Kassen Harms
11./12. April 1863 — Mit veränderten Namen nach-
erzählt nach Akten aus dem Archiv des Gesamthauses
Braunschweig-Lüneburg).*

Aus dem Leben des Königs Georg V.

In diesem Monat sind 60 Jahre im Strome der Zeit versunken, daß König Georg V. als Kronprinz von Hannover zum ersten Male als Badegast auf der Insel Norderney erschien. Norderney, damals noch ein unscheinbares Fischerdorf, war in den vorhergehenden Jahren durch heftige Sturmfluthen arg beschädigt, und mehrere Dünen waren durch die Wellen weggerissen. Die Insulaner, sehr in Sorge um die Existenz der Insel, klagten dem Kronprinzen ihr Leid, der dann auch sofort versprach, Hülfe zu bringen. Er veranlaßte die hannoversche Regierung, Wälle und Buhnen aus mächtigen Granitquadern zu bauen, an denen die Gewalt der Fluthen sich brach und die die Insel vor fernerm Schaden sicherten. Seit der Zeit konnte sich Norderney in erfreulicher Weise entwickeln und sich durch die väterliche Fürsorge des hohen Protektorates zum Weltbade emporschwingen.

Der König liebte Norderney so sehr, daß er von

dieser Zeit bis zum Jahre 1866 jedes Jahr drei Monate hier verbrachte, wo er in patriarchalischer Weise mit den Bewohnern verkehrte und den Badegästen ein stets generöser und liebenswürdiger Gastgeber war. Im Jahre 1841 traf auch der Herzog Joseph von Sachsen-Altenburg mit Familie auf Norderney ein, und es entwickelte sich bald ein erfreulicher Verkehr zwischen der herzoglichen Familie und dem Kronprinzen, namentlich zog den letzteren die älteste Tochter des Herzogs, Prinzess Marie, so sehr an, daß hier der Grund zu der späteren Vermählung der beiden Fürstenkinder gelegt wurde.

Später begleitete die Kronprinzessin ihren Gemahl stets nach Norderney. Auch der Kronprinz Ernst August und die Prinzessinnen Friedrike und Mary haben dort einen Theil ihrer glücklichen Jugendzeit verlebt und erinnern sich noch gern jener Tage.

Eine der Hauptvergnügungen des Königs und des Kronprinzen waren die Spazierfahrten, die dieselben mit dem Schooner „Königin Marie“ bei günstigem Wetter auf dem Meere machten, wozu auch Badegäste Einladungen erhielten. Die Bemannung des Schiffes bestand aus dem Kapitän, dem Steuermann und vier Matrosen. Der erstere, ein Einheimischer Namens Rass, zu welchem der König ein unbedingtes Vertrauen besaß, war der besondere Liebling des Königs und durfte sich manches erlauben, worüber die Hofherren oft in Aufregung geriethen; so redete er seinen hohen Herrn stets mit den Worten: „Ich will Sie was sagen, Majestät“ an. Bei einer solchen Fahrt überraschte das Schiff ein ungewöhnlich heftiger Sturm, bei welchem die Wellen oft über Deck gingen, so daß die mitfahrenden Herren, worunter sich auch ein Graf M. befand, den Kapitän beschworen, sein Schiff heimwärts zu lenken. Der König, den Kapitän um seine Meinung fragend, erwiderte, es sei keine Gefahr vorhanden, und der Graf M. verstehe von der Schifffahrt nichts, er sei — auf M.'s körperliche Größe anspielend — „eine große Laterne mit wenig Licht“.

Rass brachte das Schiff glücklich wieder in den Hafen. Ein anderes Mal, als der König von einer solchen Spazierfahrt zurückkam, begegneten ihm mehrere bekannte Damen, denen er von seinem schönen Schiff erzählte, und die er einlud, dasselbe am anderen Tage zu besichtigen. Der König fühlte sich am Arm berührt und Rass sagte im flüsternden Ton: „Ich will Sie was sagen, Majestät, es geht nicht, morgen ist Freitag, da wird reingemacht!“ Lachend erwiderte Georg V.: „Nun, da bestimmen Sie einen anderen Tag.“

Als dem biedereren Kapitän Anfang der sechziger Jahre ein Sohn geboren wurde, erbot sich der König, denselben über die Taufe zu halten und ihm seinen Namen zu geben; der junge Insulaner ist heute allgemein unter dem Namen „Georg Rex“ bekannt.

Wegen der Einweihung der Christuskirche in Hannover, die am 21. September 1864, dem Geburtstage des Kronprinzen stattfand, verließ der König früher als gewöhnlich die Insel. Auf Befehl des Königs mußten sich auch der Kapitän und der Steuermann der „Königin Marie“ dem königlichen Gefolge anschließen und als Gäste im königlichen Schlosse wohnen. Noch lebende Personen, welche der Einweihung der Christuskirche beiwohnten, erinnern sich gewiß, unter den in Gold strotzenden Uniformen der Minister und Gesandten zwei einfache Männer in blauen Jacken gesehen zu haben, den Kapitän Rass und den Steuermann Cornelius.

Von der Mannschaft des Schiffes „Königin Marie“ lebt nur noch ein Matrose in Norderney, die übrigen sind gleich ihrem Herrn, welcher am 27. Mai sein 82. Lebensjahr vollendet haben würde, längst entschlafen.

(H. H.-Z., 1901)

Der König und des Badedieners Ruh

Es war an einem schönen Morgen des Monats August im Jahre 1864, als der König Georg V. mit dem Kronprinzen Ernst August und dem Königlichen Minister des Innern Freiherrn von Hammerstein auf Norderney in dem vor dem königlichen Palais aufgestellten hübschen türkischen Zelte Platz genommen hatten, um die laufenden Regierungsgeschäfte zu erledigen.

Die Sonne schien sehr heiß, und feierliche Stille herrschte auf der Insel, nur in der Ferne hörte man das dumpfe Brausen des Meeres, dessen schäumende Wellen die Wiederkehr der Flut verkündeten. Herr von Hammerstein mit seiner sympathischen Stimme trug eben ein Schriftstück, das dem Könige zum Unterzeichnen vorgelegt werden sollte, vor, als ganz in der Nähe des Zeltes der mit Stentorstimme ausgestoßene Ruf „Höret!“ ertönte. Der König, etwas frappiert, erkannte bald die Stimme des Ausrufers, der verkündete, daß eine goldene Damenuhr und eine goldene Brosche verloren seien, und nachmittags ein Kinderfest stattfinden solle. Nachdem der Ausrufer seinen Vortrag beendet, rief der König denselben herein und erfuhr denn von ihm, daß heute sein 30. Geburtstag sei, worauf der König ihm seine Glückwünsche aussprach und ihn beauftragte, sich von dem Königlichen Kassierer 30 Taler Geburtstagsgeschenk auszahlen zu lassen.

Als der König am nächsten Morgen zum Baden ausging, wurde er wie immer, vom Badekommissar und zwei Insulanern, die als Badediener fungierten, empfangen; mit den letzten unterhielt sich der König. Dabei fiel ihm die gedrückte Stimmung des einen der Männer auf. Nach der Ursache fragend, erfuhr der König, daß ihm gestern seine einzige Kuh gefallen sei. Nachdem der Landesvater sein Bedauern darüber ausgesprochen, hatte er auch schon beschlossen, seine ans Geben gewöhnte Hand walten zu lassen, und er-

teilte, ins Palais zurückgekehrt, dem Hofmarschall Grafen Wedel den Auftrag, auf dem nahen Gute des Grafen Knyphausen nach einer Kuh, die der verlorenen ähnlich sei, forschen zu lassen.

Nach einigen Tagen traf auch schon die Kuh auf Norderney ein, und der König befahl, dieselbe während der Abwesenheit des Badedieners in dessen Stall zu bringen. Als der König dann am selben Tage wieder nach beendigtem Bade den Fischer nach seinem Befinden fragte, erwiderte dieser, der von dem Ersatze der verlorenen Kuh nichts wußte: „Majestät, wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle.“ Der König sprach dem Manne seine Anerkennung über seine Bibelfestigkeit aus. Als dieser jedoch nach Hause zurückgekehrt, im Stalle die Kuh fand, war er sehr überrascht und eilte sofort zum König, um ihm seinen Dank auszusprechen und dessen Verzeihung zu erbitten.

Von Gräfin v. d. Groeben

„De Prühßen kommen!“

In der Stube nebenan lebt ein Alter, einer der Ältesten der Insel. Wer will es mir verdenken, wenn ich an langen Winternachmittagen zu ihm herübergehe, einen „Snack“ zu halten. So nennt man hier eine Plauderei.

Gestern kam der Gemeindediener mit einer Liste und forderte mich auf, meine Personalien anzugeben. Ich bezeichnete mich in einer dazu bestimmten Liste als Preußen. Ich hätte das nicht tun sollen. Ich habe damit den Alten neben mir gekränkt. Das habe ich erst heute gemerkt, als er meinte, man müsse es zugeben, Norderney sei ohne einen Schwertstreich preußisch geworden.

Ich gab das natürlich zu. Darauf erzählte der Alte folgendes:

„Tja, damals in der Nacht als die Prühßen kamen, machte der Nachtwächter Pleines die Runde um die Häuser. Es war im Juni des Jahres 66. Er hörte Stimmen in der Nacht und sah Lichter zwischen den Dünen. Ehe er sich versah, hielten ihn fremde Soldaten gepackt, leuchteten ihm ins Gesicht, und Einer fragte mit rauher Stimme: Du altes Nebelhorn, zeige uns das Haus des Barons Bock von Wülfigen. Der Nachtwächter wollte es nicht wissen, denn der Baron war ein gerechter Badecommissair und ein getreuer Diener seines Königs. Das wußte jedes Kind auf der Insel. Doch die Prühßen verstanden keinen Spaß und drohten, ihn zu arretieren und aufs Meer hinauszunehmen. Die Einwohner lagen in den Betten und schliefen. Die Nacht war finster. Hilfe gab es nicht. Ahnte der erschrockene Nachtwächter etwas vom Gang der Weltgeschichte, als er die nächtlichen Eindringlinge zum verehrten Herrn Baron führte, der arglos in den Kissen schlummerte? Der Baron ahnte jedenfalls nichts davon. Nun sollte er es fühlen. Er durfte sich in die Kleider werfen, die er sorgsam über den Stuhl gebreitet hatte; ja sogar etwas Wäsche durfte er in einem gestickten Sack mitnehmen. Dabei gelang es ihm, einige Briefe und Bilder hineinzuschmuggeln. Dann aber ging es in die Nacht hinaus. Umringt von Pistolen und Bajonetten stolperte er durch die sandigen Dünen zum dunklen Strand hinunter. Die Grenadiere machten unter rauhen Witzen das Landungsboot klar, das in der Brandung der Flut schaukelte. Bis an die Knie stand der Baron im Wasser. Nicht einmal zu fluchen wagte er, so schrecklich lachten die Grenadiere. Dann ging es im gleichmäßigen Schlag der Riemen aufs Meer hinaus, wo im Schatten der Nacht das königlich preußische Kanonenboot ‚Blitz‘ wartete, mit Order, den widerspenstigen Baron auf schnellstem Wege zum General-Gouverneur nach Hannover zu bringen.

Der Nachtwächter Pleines aber hängte sich sein Nebelhorn wieder um den Hals und machte sich auf den Weg zum Gemeindehaus, Rapport zu erstatten. Am frühen Morgen wußte es das ganze Dorf: Die Prühßen haben den Herrn Baron heut' nacht geholt!

Es war einige Tage später, an einem heißen strahlenden Junitag. Die rote Badeflagge flatterte lustig über der Marienhöhe. Damals gab es noch kein Familienbad. Damen- und Herrenstrand lagen getrennt wie feindliche Lager. Wärterinnen wachten in den Dünen. Warnungstafeln und Signale umgaben das Paradies der Damen.

Im Schulhaus am Dünenweg saßen die Knaben der Insel, rotbackige Jungen, rechte Flachsköpfe und Strandräuber. Sie lernten, so gut es ging. Meist aber schauten sie über die Dünen aufs offene Meer und zählten die weißen Kämme der Wogen vor dem Strand ihrer Insel. Plötzlich entdeckte der junge Jabk Eils etwas Außergewöhnliches da draußen. Ein Schiff drehte vor der Insel. Daß es nicht der Telegraph, das Bäderschiff, war, sah er sofort mit Seemannsblick. Flaggen am Topp, ein Kriegsschiff. Die Prühßen, schoß es ihm durch den Kopf. Schon rief er mit lauter Stimme ins Schulzimmer hinein: „Die Prühßen kommen, die Prühßen kommen!“ Da gab es kein Halten mehr. Alles stürzte hinaus, der Lehrer hinterdrein. Sie riefen es in die Häuser und Gärten: „Die Prühßen kommen! Die Prühßen halten vor dem Strand!“

Jabk hatte recht gesehen. Es war der ‚Blitz‘, der auch den Baron geholt hatte. Das Kanonenboot legte sich vor den Weststrand und landete ein Boot mit Soldaten. Ein preußischer Leutnant kletterte auf die Dünen und spähte durchs Glas auf die Insel. Das erste, was er entdeckte, war die rote Badeflagge auf der Marienhöhe. Dorthin marschierte er mit 10 Mann der Besatzung, und obwohl das Betreten der Marienhöhe für „Personen männlichen Geschlechtes“ streng verboten war, solange die Badeflagge wehte, marschierte er den Hügel hinauf, zog den moralischen

Wimpel ein und hißte unter knappem, militärischem Kommando den preußischen Adler.

Norderney war an seiner empfindlichsten Stelle getroffen worden, am Damenstrand. Damit war das Schicksal der Insel besiegelt. Wenige Tage später verkündete der beliebte Gemeindediener unter lautem Schellengeläute folgenden Aufruf in den Straßen:

„Der Königlich-preußische Herr General-Gouverneur des Königreichs Hannover hat das Aufziehen der hannoverschen Flagge, insbesondere auch der Königsflagge, auf den öffentlichen Gebäuden im ganzen Lande fortan untersagt. So nehmen wir unsere Verfügung wegen Aufziehen des Royal Standard auf den königlichen Schlössern und Gebäuden zurück. Der Royal Standard ist einstweilen gehörig unter Verschuß aufzubewahren.“

„Tja, Norderney ist ohne einen Schwertstreich preußisch geworden, man muß das zugeben“, meinte der Alte. Dabei nickte er mit dem Kopf. Ich sah durch die kleinen Fenster auf die Dünen hinaus. Regen und Sturm peitschten die preußische Insel. Man muß das zugeben!

Aus den Geheimnissen eines Badecommissairs

„Die bislang auf dem Schießstande benutzte hölzerne Bude, welche daselbst nicht mehr zu gebrauchen ist, wird am zweckmäßigsten am Damenstrande verwendet werden können. Darüber, daß nämlich in den Badekutschen Nachttöpfe nicht vorhanden und unmittelbar am Strande eine Retraite nicht aufgeschlagen war, wurde ziemlich allgemein geklagt. Wird die ehemalige Schießbude nun am Strande selbst mit der offenen Seite zu den Dünen aufgeschlagen, nachdem in derselben 4 bis 5 Abscheerungen gemacht sind, so wird den nicht unbegründeten Klagen abgeholfen sein.“

„Jeder einige Tage in Norderney anwesende Gast weiß, daß solange die Flagge auf der Marienhöhe weht, der Damenstrand und die Marienhöhe nicht von Herren betreten werden darf.“

„Den schlechten Besuch dieses Jahres muß ich dem Mangel eines gemeinsamen Spieles zuschreiben, denn es bleiben die vermögenden jungen Herren aus diesem Grunde fort, und die natürliche Folge ist, daß auch die Mütter mit den heiratsfähigen Töchtern nicht Norderney vorzugsweise mehr aufsuchen.“

„Der Weg, den zu beantragen ich mir erlaube, soll tausend Schritte östlich des Herrenstrandes ausmünden, wodurch auch Damen in den Morgenstunden östlich des Herrenstrandes sich ergehen und Seeluft genießen können, die ihnen am Damenstrande, weil ohne Gesellschaft von Herren genossen, nicht genügend zu sein scheint.“

Theodor Fontane hatten 1880 Studien für seine Novelle ins Fürstl. Knyphausensche Archiv nach Lütetsburg in die unmittelbare Nähe Norderneys geführt, das er dann 1882/83 als Kurgast aufsuchte. Über sein Leben hier berichtet er an seine Frau:

„Ich bin“, schreibt er, „heut‘ erst vierzehn Tage von Berlin fort und mir ist, als wär ich dreimal um die Welt gefahren. Ich war in Oldenburg, sah den ‚Urwald‘ (wirklicher Urwald) bei Jever, lernte Wilhelmshaven kennen, war zehn Stunden auf See, passierte Wangeroog, Spiekeroog und Langeoog, bewohne jetzt meine dritte Wohnung, habe in 10 Hotels und Restaurationen gegessen, höre jeden Morgen und Nachmittag die Kurkapelle spielen, bin ein reiner ‚Strandläufer‘ geworden, habe verschiedene Bekanntschaften und bei Knyphausens Besuch gemacht, zehn Kapitel korrigiert, eine neue wundervolle Novelle konzipiert und aufs Papier geworfen, bin gestern Abend bei einem Champagner-Souper gewesen und habe für Knyphausens einen Prolog gedichtet, der übermorgen in einer furchtbar vornehmen Versammlung vorgetragen wird.“

Er lebte sehr zurückgezogen und arbeitete viel.

„Morgen sind es vier Wochen, daß ich in absoluter Einsamkeit lebe. In meinen Briefen klingt das ja alles noch ganz menschlich und manierlich; aber wenn Du Spielhagens, Michaels, Knyphausens und Hülsens zusammenrechnest, so kommt doch immer nicht mehr wie 8 Stunden heraus. Und vier Wochen sind beinahe 700 Stunden. Es ist, wie wenn man von einem Schokoladenplätzchen einen ganzen Tag leben soll. Und nun will ich mich anziehen und auf der ‚Giftbude‘ meine ‚Kreuzzeitung‘ lesen.“

Der Eigenart Fontanes entsprechend hat bei ihm sein Aufenthalt an der Nordsee nicht den dichterischen Widerhall im Werk wie bei Heine gefunden.

Dafür geben die Briefe an seine Frau höchst anschauliche, für Land und Leute charakteristische und lesenswerte Schilderungen. Zugleich aber geht aus ihnen hervor, daß schon damals mit der Verbesserung der Verbindungen immer weitere Kreise angingen, an der Nordsee Erholung und Genesung zu suchen.

Fährschiff blieb im Packeis stecken

In der Geschichte des über hundertjährigen Norderneyer Rettungswesens zur See gibt es manche Begebenheit, die es wert ist, von Zeit zu Zeit in die Erinnerung zurückgerufen zu werden. Eine Rettungsaktion, die an Dramatik zu damaliger Zeit nicht zu überbieten war, vollzog sich vor achtzig Jahren an den Tagen des 30. und 31. Dezember 1890 im Fahrwasser Norderney—Norddeich.

Der Winter war damals schon früh eingezogen und hatte das Wattenmeer mit einer Eisdecke blockiert. Dennoch wagte Kapitän Saathoff am Morgen des 29. Dezember 1890 mit seinem Segel-Fährschiff „Catharina Elisabeth“ eine Fahrt von Norderney nach Norddeich. An Bord befanden sich außer den drei Besatzungsmitgliedern dreizehn Passagiere. Nach mehreren Stunden Fahrt konnte das Fährschiff im Busetief die Packeismassen nicht mehr bewältigen und blieb eingeklemmt liegen.

Von der Insel aus hatte man diesen Vorgang beobachtet; die Besatzung des Rettungsbootes hielt auch während der folgenden Nacht am Weststrand Wache. Als es am Morgen des 30. Dezember hell geworden war, zeigte die „Catharina Elisabeth“, umklammert von hohen übereinandergeschobenen Eisschollen, die Notflagge. Vormann Johann Friedrich Raß, der Großvater des jetzigen Rettungsbootkapitäns, ließ sofort das Rettungsboot „Barmen“, mit 9 Ruderern bemannt, zu Wasser bringen. Unter unmenschlichen

Anstrengungen bahnte sich das kleine Boot einen Weg durch das Packeis. Aber alle Mühe war umsonst, auch die „Barmen“ blieb, etwa tausend Meter von der „Catharina Elisabeth“ entfernt, im Eis stecken und setzte ebenfalls die Notflagge.

Auf der „Catharina Elisabeth“ spielten sich dramatische Szenen ab, zumal sich unter den Passagieren mehrere Frauen befanden, die verzweifelt um Hilfe beteten. Kapitän Saathoff hatte Mühe, einige Fahrgäste davon abzuhalten, über das zum Teil noch in Bewegung befindliche Eis zu Fuß zum Festland zu wandern. Die Passagiere und die Besatzung konnten sich immerhin vor der grimmigen Kälte schützen, indem sie sich in der Kabine aufhielten, die aber am zweiten Tage auch nicht mehr beheizt werden konnte, da das Heizmaterial verbraucht war.

Vormann Raß und seine tapfere Besatzung waren dagegen in dem offenen Boot dem eisigen Ostwind mit Temperaturen bis zu zehn Grad minus ausgesetzt. Der Vormann ließ nun zwar das Segel über das Boot spannen, doch war dieser Schutz unzureichend; die Besatzung versuchte durch körperliche Bewegung die Glieder vor dem Erfrieren zu schützen. Johann Friedrich Raß berichtete später: „Das Eis kam von allen Seiten auf uns zu, innerhalb kurzer Zeit waren wir völlig eingeschlossen, und wir hatten Mühe, das Boot davor zu schützen, daß es nicht vom Eis überschüttet wurde.“

Auf der Insel war man inzwischen nicht untätig geblieben. Es wurde zunächst das Ruderrettungsboot „Upstalsboom“ der Station Ostland (der Schuppen befand sich früher im Dünengelände nördlich vom Leuchtturm) herangeholt. Erst am Spätnachmittag traf es am Weststrand ein, und da es früh dunkelte, wurde es zunächst nicht zu Wasser gebracht.

Außerdem hatten einige mutige Männer, und zwar Kapitän Pieper, die Seefischer Eduard Hönning, Jan Hönning, Eberhard Bents und Jakob Remmers, mit einem Strandrettungsboot der Seebadeanstalt ver-

sucht, zumindest bis zur „Barmen“ vorzudringen. Sie mußten aber unverrichteter Dinge wieder umkehren, die Eisbarriere war für ein so kleines Boot unüberwindlich.

Ebenfalls gegen Mittag waren die Freiwillige Feuerwehr und die männliche Inselbevölkerung aufgerufen worden, den im Hafen liegenden Dampfer „Stadt Norden“, der trotz seiner Maschinenkraft die Fahrten eingestellt hatte, vom Eis loszukappen, was auch nach zweistündiger Arbeit gelang. Kapitän Schoon konnte dann den Dampfer nach vielstündiger Fahrt unter ständigem Vor- und Rückwärtsgang bis zum Rettungsboot „Barmen“ durchbringen.

Das Boot wurde zunächst in Schlepp genommen, bis freies Wasser vorhanden war, und es erreichte so glücklich den Strand. Zunächst waren diese zehn Mann aus „des Eises Not“ gerettet. Vormann Raß erklärte: „Wir hätten die Nacht über nicht mehr aushalten können; zudem bestand die Gefahr, daß wir mit dem Ebbstrom und den Eisschollen in die offene See vertrieben.“

Zum Fährschiff „Catharina Elisabeth“ vorzudringen, gelang dem Dampfer „Stadt Norden“ nicht. Da die Dunkelheit angebrochen war, kehrte er in den Hafen zurück.

Badeinspektor Hanebuth und Gemeindevorsteher Berg wandten sich dann telegraphisch an die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger in Bremen mit dem Ersuchen um Entsendung eines Dampfers mit starker Maschinenkraft. Diesem Hilferuf wurde nach Verhandlungen mit dem Norddeutschen Lloyd auch entsprochen. In der Frühe des 31. Dezember ging der Dampfer „Vorwärts“ unter der Führung zweier Kapitäne in See, doch war mit seinem Eintreffen bei Norderney erst in den Mittagsstunden zu rechnen. Man war aber auf der Insel auch weiter bemüht, den Leiden der Schiffbrüchigen auf der „Catharina Elisabeth“ ein Ende zu bereiten.

Frühmorgens wurde — wiederum in zweistündiger

Arbeit — der Dampfer „Stadt Norden“ erneut vom Eis befreit. Auf das Schiff wurden für alle Fälle Lebensmittel und Wasser gebracht, außerdem lange Leitern und viele Bretter, die mehrere Handwerksbetriebe bereitwillig zur Verfügung stellten. Nach mehrstündiger schwieriger Fahrt, wobei der Dampfer große Eisschollen zu durchbrechen hatte, kam man gegen halbzwölf Uhr bis auf vierhundert Meter an das Fährschiff heran. Nun wurden die Leitern und Bretter über das Eis gelegt und stückweise weitertransportiert. Die Männer, die diese Arbeit verrichteten, hatten sich Leinen um den Leib gebunden, damit sie bei eventuellem Einbrechen wieder auf das Eis gezogen werden konnten.

Unter Anleitung des Bestmanns Bogena der „Catharina Elisabeth“ wurde schließlich die Verbindung zwischen den beiden Schiffen hergestellt. Einzelnen und in Abständen gingen die Fährschiffspassagiere und die Besatzung an Bord der „Stadt Norden“. Man hatte jedoch vergessen, die Notflagge des Fährschiffes einzuziehen; deshalb mußte ein Besatzungsmitglied noch einmal den Weg hin und zurück machen. Gegen zwei Uhr nachmittags war man glücklich im Norderneyer Hafen angekommen.

Um die Mittagszeit kam auch der Lloydampfer „Vorwärts“ durch das Dovetief auf. Das Rettungsboot „Upstalsboom“ unter Vormann Reiners fuhr ihm eine Strecke entgegen und brachte den Lotsen Johann Knigge an Bord. Nun griff der Lloydampfer „Vorwärts“ in das Rettungswerk ein, indem er sich zunächst als Eisbrecher betätigte und der „Stadt Norden“ einen Weg durch das Packeis bahnte.

Die Besatzung des Fährschiffes stieg dann auf die „Vorwärts“ über, und der Rettungsdampfer arbeitete sich an die „Catharina Elisabeth“ heran, nahm sie auf den Haken und bugsierte sie am Spätnachmittag glücklich in den Inselhafen ein. Unmittelbar darauf nahm die „Vorwärts“ wieder Kurs auf Bremerhaven, um noch vor Eintritt der Nacht das Dovetief zu

passieren. Wie jedoch später bekannt wurde, geriet der Dampfer in der Nähe des Riffs noch mehrere Stunden fest und traf erst am Nachmittag des 1. Januar wieder in Bremerhaven ein.

Insgesamt sechszwanzig Menschen waren durch den freiwilligen Einsatz aus See- und Eisnot gerettet und zudem die „Catharina Elisabeth“ und die „Barmen“ vor der Zerstörung durch die Eismassen bewahrt worden. Die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger bedachte die Kapitäne und Besatzungen der beiden Dampfer „Vorwärts“ und „Stadt Norden“ sowie die Rettungsbootbesatzungen und weitere Helfer bei dem Rettungswerk in Anerkennung ihres Einsatzes mit Prämien.

Der alte Kapitän

Friesenblut rollte in seinen Adern, und dem Drange seiner Vorfahren folgend, zog es ihn hinaus auf die See. Die wilde Nordsee sollte sein Feld werden, auf ihr und mit ihr wollte er leben, und so kam er, eben der Schule entlassen, auf einem kleinen Küstensegler an Bord, wo er neben dem Schiffsführer als „Junge“ das Mädchen für alles war. Seine Wiege stand auf Westrhauderfehn, einem jener kleinen eigenartigen Dörfer des Friesenlandes, deren Bevölkerung zum größten Teil der Schifffahrt obliegt. Nur wenige Tage im Jahr ist der Vater oder der Sohn daheim; auf ihren kleinen Segelschiffen (Tjalken) verbringen sie den größten Teil ihres Lebens, das reich an Entbehrungen und Gefahren ist. Die Schifferchronik erzählt von vielen Unglücksfällen. Mancher Vater nahm lachend von Frau und Kindern Abschied, mancher Sohn schied hoffnungsvoll von der Mutter, und beide bekamen die weltentlegene friedliche Heimat nie wieder zu sehen. Das wilde Meer, dem sie sich anvertraut, wurde ihr Grab. Seemannslos!

Als der kleine Fehntjer mit dem alten ostfriesischen Namen Dirk zum ersten Male die Planken der Tjalk betrat, mit der er seine erste „Weltreise“ antreten sollte, und mit Mühe und Not seine Seekiste, ein altes Familienerbstück, in der kleinen Kajüte verstaute hatte, war ihm doch etwas anders ums Herz geworden. Er hatte es von seinen wenig älteren Schulkameraden, die sich den Seewind schon um die Nase hatten wehen lassen, erfahren, daß das Leben an Bord alles andere als rosig war. Ein hartes, arbeitsreiches Dasein, schlaflose Nächte bei Sturmwind und Regen mit knurrendem Magen, ein karger Verdienst, das war die vor ihm liegende Zukunft. Aber was half es; dieses Lied war ihm wie so vielen schon an der Wiege gesungen. Seemann mußte er werden, das war Familientradition.

Ja, die See, die Nordsee — von der hatte er schon so vieles gehört, aber gesehen? — Nur auf der vergilbten Wandkarte in der Schule hatte er die Nordsee gesehen, wenn der alte Lehrer mit dem Rohrstock flüchtig die Umrisse derselben andeutete und von einer Mordsee sprach.

Nun war es soweit. Jetzt stand er auf einem Boden, der für ihn eine neue Welt, eine neue Heimat werden sollte. Als Kind hatte er so oft, fast täglich, auf den auf dem Fehn liegenden Tjalken gespielt und die Planken lieb gewonnen, die heute nun die neue Muttererde sein sollten — sein mußten. Aber nein, sie waren es nicht, sie sahen ganz anders aus wie — und doch. — Seine Füße, beschuht mit den stumpfen rindsledernen Halbschuhen, die ihn schon einmal — da hatte er die Schuhe zum ersten Male an, es war am Tage seiner Konfirmation — erst etwas zögernd, dann aber doch sicherer werdend, in eine andere Welt führten, drängten zum Vorwärtsschreiten.

Die Ladung seines Schiffes bestand aus Torf, und als Dirk die hohe Deckslast betrachtete, umspielte seinen Mund ein glückliches Lächeln. Heimerde — eine kostbare Ladung führte sein Schiff mit sich.

„Dirk!“ Die Stimme des Schiffers weckte ihn aus seinen Träumen. „Enden los!“

Dirk trat seine Weltreise an.

Der Wind war günstig; vielleicht hatte er Mitleid mit dem Jungen. Drall standen die Segel, und in flotter Fahrt zog die „Antje“ im Frühlingssonnenschein das Fehntief hinunter. Dirks Brust hob sich, ein stolzes Gefühl bemächtigte sich seiner. Jetzt war er ein —

„Dirk!“ „Käpp'n?“

Ein neuer Befehl hieß ihn Tee zubereiten und Kartoffelschälen, gerade in dem Augenblick, als sein Heimatdorf, sein liebes Fehn, an einer Kanalbiegung sich verabschiedete. Dirk erhaschte noch als letztes Zeichen von zu Haus sich im Winde drehende Mühlenflügel. Dann trat er gebückt in das Roof.

Auf dem kleinen viereckigen Ofen sang der Wasserkessel eine heimatliche Melodie, daneben brodelte der rauchgeschwärzte Emaille-Teetopf. Auf dem umrandeten Bord einige henkellose Tassen, an der Wand eine kleine Schiffsuhr und eine Bratpfanne; ein kleiner Schrank, einige verblaßte Bilder und biblische Sprüche sowie eine kleine Petroleumlampe vervollständigten Inhalt und Schmuck dieses viereckigen Deckaufbaus, aus dem ein altes Ofenrohr mit Haube ein halbes Meter hoch hervorragte. Hier war sein Betätigungsfeld, wenn er nicht an Deck benötigt wurde.

Dirk tat wie ihm geheißen, schüttete den Rest des Teetopfes über Bord und setzte frischen Tee an, so wie es die Mutter zu Hause ihn gelehrt hatte. Dann entnahm er der einer Seekiste ähnelnden Sitzbank einige Kartoffeln und begann, diese zu schälen. Hin und wieder warf er einen Blick durch die obere Hälfte der Rooftür hinaus, um etwas Land zu erhaschen, aber er sah weiter nichts als das bärtige Gesicht seines Schiffers, der am Ruder stand und dann und wann einen flüchtigen Blick zum Topp des Schiffes warf. Die Kauwerkzeuge des Alten bearbei-

teten mächtig den großen Priem, und ab und zu flog in großem Bogen der braune Tabakssaft über die Reeling in den Fehnkanal, auf dem die „Antje“ leicht dahinglitt.

Der kurze Vormittag verrann im Fluge. Mittag ging vorüber, und als am Nachmittag von weither eine Vesperglocke ihre Klänge zur „Antje“ herübertrug, fielen die Segel an Deck, und gleich darauf lag das Schiff vertäut am Kanalufer, unweit einer Kanalbrücke. Für heute hatte die angetretene „Weltreise“ ihr Ende und mit einem „klar Deck, Dirk“, legten der Käpp'n und sein „Steuermann“ Hand an, Segel und Tauwerk zu ordnen.

Kaum hatte die Abenddämmerung eingesetzt, als nach einem einfachen Abendbrot die Schiffsbesatzung „zur Koje ging“. Lange wollte bei Dirk der Schlaf nicht kommen. Am Rumpf der „Antje“ plätscherte das Wasser des Kanals und im Tauwerk sang der Aprilwind sein Abendlied. —

Die rauhe Stimme des Schiffers weckte ihn am frühen Morgen aus einem unruhigen Schlummer. Schnell war er aus der Koje; Halbdunkel herrschte noch. Seine erste Arbeit war Feuer zu machen, und als der Käpp'n nach „oben“ kam, war der Tee schon fertig. Kaum hatte Dirk seine Scheibe Schwarzbrot mit Speck verzehrt, als ein „Hiev up“ des Käpp'n ihn an Deck rief. Der Wind war während der Nacht umgeschlagen und stand schief von vorn, so daß an Segeln nicht zu denken war. Wollte man weiter, so mußte man trecken, und nach geraumer Zeit lag Dirk in den Sielen. So ging es den ganzen Tag bis zum Spätnachmittag, und als er, müde wie ein Hund, der den ganzen Tag vor der Karre gelaufen ist, in der Koje lag, überkam ihn ein bitterer Beigeschmack zur Seefahrt. Heute hatte er kaum eine Stunde die Planen des Schiffes betreten. Vorübergebeugt in den Sielen hatte er fast den ganzen Tag über auf dem ausgetretenen Weg am Kanalufer nach vorne gestrebt. Wie oft er diesen Weg wohl noch gehen mußte?

Weitere Tage vergingen unter Trecken und Segeln, bis man das Flußbett der Ems erreicht hatte. Dirk, der die letzten Tage den Mut hatte vollends sinken lassen und nahe daran gewesen war, mit dem stets „seeklar“ liegenden Tauende Bekanntschaft zu machen, atmete wieder auf.

Auf der Ems blähten sich die Segel, die „Antje“ hatte günstigen Wind. Käpp'n stand am Ruder mit der brennenden kurzen Pfeife im Munde und Dirk lehnte an der Decksladung am Bug des Schiffes. Er hatte nur Augen für die Uferbilder und die passierenden anderen Schiffe und Dampfer, bis der Ruf „R-e-e“ des Käpp'n ihn aus seinem Staunen riß.

Je weiter sie stromabwärts kamen, je weiter entfernten sich die Ufer der Ems und bald lag vor ihnen der Dollart, der friesische Meerbusen, der früher viele blühende Dörfer verschlungen hatte. Dirk schaute über die Reeling auf das blau-grüne Wasser des Dollarts und wenn nicht ein neues „R-e-e“ des Käpp'n ihn aus seiner „Tiefseeforschung“ aufgeschreckt hätte, er hätte vielleicht die Ruinen von anno dazumal entdeckt.

Vorn am Bug der „Antje“ plätscherten die Wasser des Dollarts und das „Plätschern“ klang ihm in die Ohren wie daheim im Fehntief die vom Wind getriebenen Kräusel des Wasserspiegels, wenn sie gegen das Ufer stießen. — Doch was war das? Die „Antje“ fing auf der leicht bewegten Flut an zu tänzeln, als sie eben die Emsmündung erreicht hatten und an Backbord in der Ferne das holländische Delfzijl herüberwinkte. Als nun gar ein kleiner Dampfer den Segler passierte, da wußte Dirk nicht mehr, wie ihm geschah. Was machte denn die „Antje“ für Bewegungen, und wie regte es sich in seinem Innern? Krampfhaft hielt er sich an den Wanten fest und gab Aegir, dem Meeresgott, den ersten Tribut, dem bald ein zweiter folgte. Hatte denn die „Antje“ gar kein Einsehen mit ihm? Immer noch tanzte sie wie toll auf der Flut, und in der Ferne tauchten kleine weiße Wellen-

köpfe auf. Auf einmal brandete vor dem Bug eine kurze Grundsee, erreichte soeben das Deck, und zum ersten Mal küßte die Nordsee den Jungen. — Wie oft würde sie ihn noch küssen?

Krank — elend — und doch immer wieder aufgerafft durch die „harten“ Worte des Käpp'n stand Dirk an Deck des Schiffes, und nach unzähligen „R-e-e“ ankerte die „Antje“ nach Stunden in der Slapers-Bucht auf dem Wattenmeere zwischen Hamburger Sand und dem ostfriesischen Festlande, der nordwestlichsten Ecke des deutschen Vaterlandes.

Stunden angestrengter Arbeit lagen hinter dem Käpp'n und dem Jungen, und als beide nach kargem Abendbrot die müden Glieder zur Ruhe streckten, zeigte das rhythmische Schnarchen des „Alten“ an, daß er sich mit seiner „Antje“ geborgen fühlte. Bei Dirk aber wollte der Schlaf trotz Müdigkeit lange nicht kommen. Zum ersten Mal schaukelte ihn, den Friesensohn, die Nordsee — sein Feld.

*

Nach unruhig verbrachter Nacht, woran nicht zuletzt das Schlingern der „Antje“ mitschuldig war, kroch Dirk aus der engen Koje und wollte mit seinem Tagewerk beginnen. Doch was war das? Bleischwer lag es ihm in den Gliedern und im Kopfe brannte es ihm wie Feuer. Er trat unsicher an Deck und hielt sich am Roof, eben als die aufgehende Sonne die ersten Strahlen über das erwachende Wattenmeer sandte und dem Friesensohn eine frische Morgenbrise die heiße Stirn fächelte. Dirk fühlte sich zum Sterben elend und überlegte, ob er nicht dem Käpp'n davon Mitteilung machen sollte, als dessen bärtiger Kopf aus der Tiefe der Kajüte auftauchte. Als er den Jungen erblickte und seinen Zustand gewahrte, fragte er ihn teilnahmsvoll: „Jung', büst du krank?“ —

Unter der rauhen Schale des alten Schiffers schlug mitleidsvoll das Herz und eine Erinnerung an seine erste Seereise wurde in ihm lebendig.

„Nä, Käpp'n“ — Die weiteren Worte blieben ihm

in der Kehle stecken und ein feuchter Schimmer trat in seine Augen. Dachte er an die liebevolle Hand der Mutter, die ihn gepflegt, wenn er als Kind sich krank fühlte, oder schwebte ihm das Allheilmittel der Seerkrankheit, das Tauende vor, das rohe Schiffer nach Erzählungen älterer Freunde oft anwandten?

„Jung‘, du büst seedull“, entgegnete der Alte, „noch een paar Stünn‘ mußt utholl’n, denn sünd wi in d’ Nörderneer Hab’n. Dies‘ dar man tägen an, büst doch ‘n Ostfrees!“

Nach kurzer Zeit, in der der Käpp’n frühstückte, Dirk aber nur einige Schluck Tee zu sich nahm, ertönte wieder das „Hiev up!“ Von den mit ihnen in der Slapers-Bucht ankernden Tjalken drang der monotone Klang des Ankerspills zu ihnen herüber; sie machten sich ebenfalls auf die Reise, und mit ihnen zog die „Antje“ dem jungen Tag entgegen.

Eine steife, aufkommende Brise brachte die Tjalken schnell vorwärts. Dirk stand wie ein Häufchen Elend vorn an die Ladung gelehnt und nur das „R-e-e“ des Schiffers raffte ihn auf, wenn es galt, dem Schiff durch Überholen der Segel eine andere Fahrtrichtung zu geben. Er hatte keine Augen für die Küste, über deren grünem Deich hin und wieder die roten Ziegeldächer der Marschhöfe lugten, noch für die in der Ferne auftauchende Insel, deren Hafen ihr Ziel war. Nur ein Gedanke beseelte ihn: hätte doch diese Fahrt erst ein Ende; wollte denn das Schlingern gar nicht aufhören? War denn die Nordsee mit jedem so verfahren, hatte sie ihnen auch die erste Seereise so verleidet? Mutter. —

Doch was war das? War denn die „Antje“ ganz toll geworden? Dirk hielt sich krampfhaft an den Wanten und —

Das Busetief, in dem sich mehrere Strömungen treffen, nahm die Tjalk liebevoll in seine Arme und die dort stehende Kabbelsee ließ die „Antje“ einen Tanz aufführen, daß Dirk annahm, jetzt sei das Ende nahe. Sein leerer Magen konnte und wollte nichts

mehr hergeben, und er verspürte einen bitteren Geschmack im Munde.

„R-e-e!“

Die Donnerstimme seines Schiffers gab ihm keine Zeit, seine Daseinsberechtigung zu sondieren. Er raffte sich auf so gut es ging, aber nach beendetem Manöver hielt er sich wieder krampfhaft an den Wanten; die böse Seekrankheit spielte mit dem Jungen ein herzloses Spiel.

Nach einer Stunde weiterer Fahrt, nachdem die „Antje“ sich beim Austritt aus dem Busetief beruhigt hatte, atmete Dirk etwas wieder auf. In Backbord tauchte der Kopf des Norderneyer Hafens auf und nach einer weiteren halben Stunde lag die „Antje“ fest vertäut hinten im Hafen, neben anderen Fehntjer Tjalken, die ebenfalls Torf geladen hatten und teils schon zur Abfahrt rüsteten, teils auch noch auf Lösung warteten.

Dirk hörte Heimatlaute aus anderen Kehlen, sah bekannte Gesichter und als er sogar einen Schulkameraden unter ihnen gewahrte, wurde ihm wohler zumute. Nach einigen Stunden war die Seekrankheit vollends verflogen, und als er abends an Deck stand und der Norderneyer Leuchtturm freundlich zu ihm herüberblinkte, da hatte er das Unangenehme seiner ersten Seereise vergessen. Als er gleich darauf seine Koje aufsuchte, hielt ihn bald der tiefe Schlaf der Jugend umfassen. In seinen Träumen aber hörte er immer noch das „R-e-e“ des Schiffers, das ihn auf seiner ersten Seereise dazu gezwungen hatte, die Seekrankheit zu überwinden. Dirk, der kleine Fehntjer, lächelte im Traum.

*

Jahre vergingen. — Aus dem kleinen Fehntjer war ein Mann geworden. Die Nordseeküste von der Mündung der Ems bis zur Weser mit den davorliegenden Inseln war das Gebiet, das er auf heimischen Tjalken unter verschiedenen Schiffen besegelt hatte.

Trotz kargen Lohnes hatte er sich bei äußerster

Sparsamkeit ein kleines Sümmechen beiseite gelegt, und wenn während der Wintermonate die Tjalken auf den Fehnen Winterquartier bezogen, saß Dirk über die Bücher gebeugt und bereitete sich auf das Examen für Seeschiffer vor, das er an der Seefahrtsschule in Leer glänzend bestand.

Nun hieß es, selbst ein Schiff zu erwerben. Aber wie? Der Zufall wollte es, daß ein alter Fehntjer, mit steifen Gliedern der Seefahrt müde, seine Tjalk veräußern wollte. Unter günstigen Zahlungsbedingungen kam Dirk in den Besitz des Schiffes, und als er zum ersten Male selbst als „Käpp'n“ seine „Trina“ das Fehntief hinunter steuerte, da hob sich stolz seine Brust. Am Bug stand sein „Steuermann“, ein Junge von 14 Jahren, der heute seine erste Seereise antrat. Dirk sah den kleinen Jungen und in ihm wurde die Erinnerung wach an damals, wo ihn zum ersten Male auf schwankem Kiel die Nordsee küßte, wie er „seeddull“ und sterbenskrank wurde und nur das „R-e-e“ des Schiffers ihn jedesmal aufgerafft hatte, wenn er an der Seefahrt verzweifeln wollte.

Lange Jahre steuerte Dirk die „Trina“ von Hafen zu Hafen; auf ihren Planken verbrachte er sowohl bei frischer Brise sonnige Tage, wo die Seefahrt eine reine Lust war, als auch dunkle, schwere Sturmesnächte auf dem Wattenmeer, wo es in den Wanten brüllte und pfiff und das Schiff an den Ankerketten zerrte und sich wie wild gebärdete.

In solchen Sturmnächten waren die Gedanken mehr als sonst auf dem Fehn, wo in dem kleinen schmucken Häuschen am Kanal Frau und Kinder um das Leben ihres Ernährers bangten. Heiko, der älteste der drei Jungens, konnte die Zeit kaum abwarten, wo der Vater ihn an Bord nahm, und auch die beiden andern sprachen von nichts anderem als von ihrem Schiff, das sie, wenn sie erst „groß“ wären, auf die wilde See hinaussteuern wollten. Das war Tradition, davon wurde nicht gelassen.

Dirk hatte entschieden Glück in der Schifffahrt und

ihm war das größte Unglück, ein Schiffbruch, erspart geblieben. So reifte in ihm der Entschluß, ein größeres Schiff durch die blau-grünen Meeresfluten zu steuern. Eines Tages wurde dann auch auf der heimischen Schiffswerft in Westrhauderfehn der Kiel zu einem Kuffschiff gelegt, das Dirk in Auftrag gegeben hatte. Nach einigen Monaten lief das zweimastige Schiff unter Anteilnahme der gesamten Bevölkerung von Westrhauderfehn vom Stapel.

„Dina von Westrhauderfehn“ prangte in goldenen Lettern am Bug des Schiffes. Fragte man den Schiffer nach der Herkunft des Namens, so umspielte seine Lippen ein glückliches Lächeln. Man brauchte nicht mehr zu fragen, sondern man wußte, daß Dina die Auserwählte seines Herzens war, die Freud und Leid mit ihm geteilt und um ihn gebangt hatte, wenn er draußen auf See war und der Sturmwind heulend an den Fenstern ihres Häuschens vorbeisprang, daß sich die Kinder ängstlich anschauten.

„Dina von Westrhauderfehn“ — wieviel Liebe und Verehrung lag in diesem Namen!

Wie stolz war er, als er eines Morgens die „Dina“ in flotter Fahrt das Fehntief hinuntersteuerte, begleitet von den herzlichsten Glückwünschen seiner Lieben. Vier Mann zählte die Besatzung, und darunter war sein Sohn, der einstmals das Erbe des Vaters antreten sollte, wenn er nach glücklichem Abschluß seiner Seefahrtszeit die Füße unter den Tisch stecken würde, und im gemütlichen Heim die Fahrten der „Dina“ unter den Schiffsnachrichten in der Zeitung verfolgte.

Über dreißig Jahre schon verbrachte er die größte Zeit seines Lebens auf schwankem Kiel. Dreißig Jahre? War das schon so lange her, als er, der Schule entwachsen, auch an einem solchen Tage zum ersten Male als Junge das Fehntief hinunterfuhr und, als er noch eben einen Blick von seinem geliebten Fehn erhaschen wollte, der Käpp'n ihn in das Roof dirigierte? Hatte er ihm das Heimweh ersparen wollen

für den Augenblick, wo das Scheiden am schwersten war?

Dreißig Jahre! Dirk hatte die rechte Hand am Ruder und beschattete mit der Linken die Augen, als wollte er einen Blick in die Zukunft tun, da gewahrte er am Großmast seinen Jungen und — „R-e-e!“ — Beinahe hätte er die Biegung des Kanals übersehen. Die Zeit zum Nachdenken war dahin, und die „Dina“ zog einer neuen Zukunft entgegen.

*

Für Dirk begann nun ein neuer Abschnitt seiner wechsellvollen, glücklichen Seefahrtszeit, die aber trotzdem reich an Sturmtagen, reich an Entbehrungen und Enttäuschungen gewesen war.

Sein Sinn stand nach Englands Küste, Dänemarks und Schwedens Häfen; auch Rußlands Ostseehäfen hatte er in seine Fahrtroute einbegriffen. Wenn er nur Fracht hätte, er wollte seine „Dina“ schon führen, noch stand er im besten Mannesalter, noch konnte er Jan Rasmus trutzen, denn vom Topp bis zum Kiel war an seiner „Dina“ alles neu. Friesenhände hatten das Schiff gebaut, Friesenhände führten es. — Komm her, blanker Hans und messe dich mit mir, ich fürchte dich nicht! — Sollte dieses eine Kampfansage sein?

Jahrelang bezwang die „Dina“ die Nord- und Ostsee, fegte bei frischer Brise über die blanke Wasserfläche dahin, oder kämpfte heldenhaft gegen schweren Nordwest, wenn der Zufall sie nicht im sicheren Hafen wußte. In ihrem gewölbten Rumpf verfrachtete sie Deutschlands Stückgüter und Englands Kohle, und kam sie von Rußland oder Schweden, so türmte sich an Deck, fest verlascht, die Holzladung. Nur eine kurze Ruhepause gab es für Schiff und Mannschaft im Jahr, denn wollte man weiterkommen, dann mußte man sich regen.

Dann kam eine Zeit, wo die Ladung spärlicher und der Verdienst daher knapper wurde: der Siegeszug des Motors hatte eingesetzt.

Aber Dirk hing am Althergebrachten und hielt

mit der Zeit nicht Schritt. Wollte er auch nicht. Sollte er in seinen alten Tagen noch umsatteln und segellos die Nordsee durchfurchen, woran er sonst seine helle Freude gehabt hatte, wenn die Segel drall im Winde standen? Nein und abermals nein! Wenn sie ihm ohne Motor keine Ladung geben wollten oder konnten, da es die Versicherung verlangte, dann sollte ein anderer fahren.

Jetzt war er bereit, das Erbe abzutreten, aber nun erlebte er eine Enttäuschung, wie sie für ihn zuerst nicht größer sein konnte. Sein Sohn, sein eigener Sohn, wollte das Erbe nicht antreten, weil — weil die „Dina“ motorlos war und der Einbau eines Motors für diesen Kufftyp, von dem die „Dina“ das letzte Schiff dieser Bauart der Werft in Westrhauderfehn war, nicht in Frage kam.

Ohne Fracht keinen Verdienst. Wochenlang hatte Dirk sich in Bremen um Ladung beworben, immer vergebens. „Ja, wenn Sie ein Motorschiff hätten“, so hieß es immer. Aber nun hatte er doch keins.

Zwanzig Jahre hatte er die „Dina“ glücklich geführt; in Sturm und Not, in guten und bösen Tagen hatten sie zusammengestanden. Nun mußte er, Dirk, der alte Käpp'n, als 70jähriger die Segel streichen.

So suchte denn Dirk einen Käufer für sein Kuffschiff und nach geraumer Zeit war ein solcher gefunden. Man einigte sich dahin, die „Dina“ in dem kleinen Oldersum an der Ems abzuliefern, dort sollte der Kauf getätigt werden.

In den ersten Novembertagen des Jahres 1928 trat Dirk mit der „Dina“ seine letzte Reise von der Weser zur Ems an. Ohne Ladung, mit drei Mann Besatzung: Dirk, dessen Sohn und ein Junge, kreuzte die „Dina“ Mitte November gegen einen harten Südwest auf dem friesischen Wattenmeer, und am Nachmittag des 17. November vor der Einfahrt des Norderneyer Hafens. Dieser Hafen war vor mehr als 50 Jahren das Ziel seiner ersten Seereise gewesen, als er auf der „Antje“ seine seemännische Laufbahn begann. Hier

wollte er vor dem zum Sturm ausartenden Südwest Zuflucht suchen, aber ein großer Schaufelbagger versperrte der „Dina“ die Hafeneinfahrt. Wollte man nicht gegen die Ankerketten des Baggers laufen oder an dem Hafensteindamm zerschellen, so mußte man vor dem Hafen ankern. Da keine andere Wahl blieb, ankerte die „Dina“ bald darauf neben einer holländischen Motortjalk in der Höhe des Hafenleitdamms, der im rechten Winkel zum Südstrande der Insel führt, vor doppelten Ankerketten. So kam der Abend und die Nacht.

Der Sturm wurde stärker und stärker und die ohne Ladung hochliegende „Dina“ tanzte wie toll und zerrte wie ein wildes Tier an den Ankerketten. Die holländische Tjalk ließ, um den Druck auf die Ankerketten herabzumindern, den Motor laufen, und das Klopfen des Motors drang zu der „Dina“, die achter der Tjalk ankerte, herüber.

Dirk beobachtete sorgenvoll das Barometer, das rapid sank. Gegen Mitternacht wuchs der Sturm zum Orkan. Im Roof der „Dina“ saßen drei Menschen, Vater und Sohn mit einem Jungen, blickten hin und wieder durch die Rooftür in die rabenschwarze Nacht hinaus und — glaubten, das Ende der Welt sei gekommen.

Regenböen wechselten mit Hagelschauer und über das Deck der Kuff fegten gewaltige Seen. Wenn jetzt die Ankerketten rissen, dann —

Da —

Eine gewaltige kurze See hob das gequälte Schiff blitzschnell empor und schleuderte es ebenso schnell wieder hinab.

Ein Ruck, ein gewaltiger Krach. — Die „Dina“ hatte die Ankerketten abgestoßen und sich von den Fesseln befreit. Sie war jetzt der Spielball der Elemente und wurde von diesen der Küste zugepeitscht.

Im Roof hielten sich drei Menschen umschlungen: Vater und Sohn mit einem Jungen.

Es war eine Höllenfahrt.

Plötzlich erschütterte ein schwerer Schlag den Schiffskörper und gleich nachher ein zweiter. Mit gewaltigen Sätzen war die „Dina“ zweimal über den Hafenleitdamm geworfen und hatte sich den Kiel abgestoßen.

Wohin ging die Fahrt? Die Minuten wurden zu qualvollen Stunden und nirgends gab es eine Rettungsmöglichkeit.

Am Südstrande von Norderney stand eine haushohe Brandung, da hinein wurde die „Dina“ gejagt, um wie ein zu Tode gehetztes Wild am Fuße der Dünen an den Strand geworfen zu werden. —

Stundenlang fegte die Brandung noch über die gestrandete Kuff hinweg, ehe die Schiffbrüchigen es wagen durften, die Rooftür zu öffnen. Erst gegen Morgen, als der Sturmwind noch in den Gestängen heulte und die Brandung durch Eintritt der Ebbe abnahm, sah Dirk, daß die Insel, deren Hafen vor mehr als 50 Jahren das Ziel seiner ersten Seereise war, nun auch sein Schicksal besiegelt hatte. — Das war die letzte Reise des alten Kapitäns. —

*

Am Südstrande von Norderney wartet das abgetakelte Wrack der Kuff auf den Tag, wo die blaugrünen Fluten der Nordsee es wieder tragen. Vielleicht aber kommen eines Tages starke Männer mit Pferd und Wagen, mit Sägen und Äxten. Und dann? —

*

Am Strande von Norderney liegt ein Wrack, und wenn die Sonnenstrahlen darüber huschen, liest man in goldenen Lettern: „Dina von Westrhauderfehn“.

Jan Janssen von Norderney

Königliches Bade-Kommissariat

Während der Badestunden ist den Herren das Sitzen und Stehenbleiben auf dem Stein-damm vor dem Damenbadestrande nicht gestattet.

Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß die Nichtbefolgung der von dem Aufsichtspersonal am Herren- und Damenstrande erteilten Anordnungen, namentlich betreffs Überschreitens des durch Tonnen und rote Fähnchen abgegrenzten Badestrandes, sowie der durch Signalhorn und rote Handfahne gegebenen Warnungszeichen beim Baden, die Entziehung der Berechtigung zum weiteren Baden zur Folge hat.

Den verehrlichen Badegästen zur gefälligen Kenntnis, daß der Besuch der wöchentlich stattfindenden Tanz-Réunions nur im Abend-Gesellschaftsanzuge gestattet ist.

Vorgeschriebener Anzug für die Herren: Schwarzer Rock, helle Cravatte und Handschuhe. (Farbige Schuhe sind nicht zulässig).

Die geehrten Damen, welche am Tanze teilnehmen, werden gebeten, in Gesellschafts-toilette ohne Hut zu erscheinen.

Die nicht tanzenden Herren werden gebeten, sich nicht vor die im Saale sitzenden Damen hinzustellen.

(1903)

Ein ostfriesischer Seehundjäger erzählt

Wenn Dichter, bedeutende Staatsmänner, berühmte Komponisten oder sonstige Männer des öffentlichen Lebens das 75. Lebensjahr erreichen, so schreiben die Berufenen, sofern die Männer etwas Bleibendes geleistet haben, einen ehrenden Gedenkartikel, denn 75 Jahre bilden immerhin eine gewaltige Summe von Leistungen und Erfahrung im Lebensstrom.

Wer aber erzählt von den vielen Männern, die auf irgendeinem Platz, auf den das Schicksal sie gestellt, ihre ihnen zugewiesene Aufgabe restlos erfüllten? Niemand! Sie drängen sich auch nicht auf, diese Männer. So bewußt sie im Leben ihre Aufgaben lösten, so bescheiden sind sie, wenn sie dem Geburtsjahr nach ein Jubiläum zu feiern haben. Aber gibt es nicht viele Männer in Ostfriesland, die allein schon durch ihren Beruf, ihre seltsamen und oft merkwürdigen Lebensgeschicke viel auszusagen vermögen! Ostfriesische Kapitäne, auf allen sieben Meeren der Welt zu Hause, steinalte und wetterharte Fahrensleute, mit den Schicksalen vieler Schiffe verbunden, alte Fischer-originale, Leuchtturmwärter, Lotsen, die Vormänner der Rettungsboote, Strandvögte, Wattführer und Deichhauptmänner sind dabei, wie man sie nirgends im Reich findet.

Auch die Seehundjäger gehören dazu. Einer von diesen vielen ostfriesischen Seehundjägern, der jetzt 75 Jahre alt geworden ist, heißt Jans Jensen und wohnt auf der Insel Norderney. Wir haben ihn an seinem Geburtstag aufgesucht, und er hat uns aus seinem Leben erzählt. Mit der Jugend fängt es hier schon an. Als Jungens, damals wohnten sie in Westermarsch hinter dem Deich, ziehn sie auf den Buttfang nach dem Utlandshörn, sie graben Muscheln auf den Schillbänken, erleben gefährliche Abenteuer auf dem Meere. 13 Jahre sind sie alt, als sie beschließen, auf die Jagd nach Seehunden zu gehen, die damals noch nicht

unter Naturschutz standen und zu jeder Jahreszeit geschossen werden konnten. Mit einem kleinen Beiboot fahren sie nach dem Kuppensand, einer Sandbank, und legen sich auf Anstand. Nicht lange liegen sie so, und der erste Seehund robbt auf ihre Sandbank. Jensen nimmt das schwere Gewehr, schiebt es auf einen Sandhaufen, zielt und drückt ab. Ein gewaltiger Knall dröhnt auf, die alte Donnerbüchse, ein Beutegewehr aus dem Kriege 1870/71, fliegt mit einem mächtigen Ruck zurück. Jensen überschlägt sich, aber der Seehund ist getroffen — allerdings drei Backenzähne auch, die bedenklich im Munde von Jensen ins Wackeln gekommen sind.

So kommen die Jahre und gehen wieder. Jensen kommt als Fahrensmann weit in der Welt herum, einige Jahre arbeitet er als Deichsticker, doch seine große Liebe gehört der Seehundsjagd. Und da macht er sich! Er hat die feine Nase dafür, wie die Leute sagen. Seehunde tummelten sich damals noch genügend in den salzigen Fluten der Nordsee, faul lagen sie auf den Sandbänken. Aber diese Bänke mußte man kennen, wenn man Seehunde jagen wollte. Gab es Jäger, die mit Vorliebe den Birkhahn angingen, so gab es schon damals viele, die der Jagd auf Seehunde den Vorzug gaben. Und diese Männer kamen zu Jans Jensen. Berühmte Männer, Könige, Fürsten, Minister, hohe Staatsbeamte, Dichter und Forscher waren darunter, die Jahr für Jahr wiederkamen und mit Jensens schnittigem Segelboot „Welle“ aufs Meer fuhren. Von diesen Jagden kann der alte Jensen viele Schnurren und Anekdoten erzählen. Er tut das mit einem Schmunzeln, und wenn er in seiner bedächtigen, besinnlichen Art diese Erlebnisse schildert, dann malt er in die Luft und unterstreicht alles mit lebhaften Gesten.

Mit dieser Vorliebe für Seehunde war auch der letzte König von Sachsen ausgestattet, wie Jensen meint. So fuhren sie einmal nach dem Papsand und legten sich, nachdem sie mit einem kleinen Beiboot

die Sandbank erreicht hatten, in den Sand. Aber kein Seehund ließ sich blicken.

„Wo sind denn seine Seekinder?“ fragte Majestät August.

„Sie frühstücken noch“, antwortete Jensen, „aber gleich ist ihr Frühstück vorbei, dann kommen sie hoch!“

Und wie gewünscht, tauchten plötzlich viele der glatten, schwarzen und nassen Köpfe auf und äugten nach den beiden Punkten hinüber. Allerdings blieben sie vorsichtigerweise in respektvoller Entfernung von der Bank in den Tiefen.

„Was macht man denn da, daß die Biester näherkommen?“ forschte der König August.

„Majestät, du mußt mit den Ohren wackeln und mit den Armen rudern. So —“ und Jensen machte das vor, wie das alle Seehundsjäger machen. August lachte, und dann tat er, wie Jensen ihm geheißen hatte, er wackelte mit den Ohren, ruderte mit den Armen und grunzte dabei wie ein Seehund. Und siehe da, die Seehunde kamen wirklich neugierig näher, so daß Majestät zwei kapitale Burschen schießen konnte. Als König August im nächsten Jahre wiederkam, sagte er als erstes zu Jensen: „Jensen, jetzt kann ich noch besser als mein Minister wackeln!“

Fürst Adolf von und zu Lippe-Detmold war ein passionierter Seehundsjäger, der Jahr für Jahr immer wiederkam. Dieser hatte eine Leidenschaft, er rauchte eine Zigarre nach der andern. Auch auf der Seehundsjagd. Und so lagen sie einmal wieder auf einer Sandbank und warteten auf die Seehunde.

„Warum kommen keine Seehunde?“

„Wir sind keine Seehunde, das sehen die schon von weitem“, gab Jensen beklommen zur Antwort. „Wir müssen tun, als ob wir welche wären!“

Nun hatte Jensen im Boot immer einige Seehundsfelle bei sich, die er als Unterlage für feuchte Stellen benutzte.

„Hier“, sagte Jensen, „du mußt dieses Seehunds-

fell über die Ohren ziehen, dann glauben die Seehunde, wir sind ihresgleichen!“

Jensen zog dem Fürst das Fell über und der wackelte mit den Schultern, aber seine Zigarre rauchte er weiter. Jensen bekam einen Lachkrampf und konnte nicht aufhören zu lachen. Das Ergebnis: Jensen mußte von dem rauchenden Seehund eine Aufnahme mit dem Photoapparat des Fürsten machen, die später als rauchender Seehund durch die ganze Welt ging.

Ein dicker Minister aus Berlin war nicht so geduldig wie der Fürst und der König, und als die Jagd nicht gleich klappte, meinte Jensen, er müsse erst mal Männchen machen lernen, damit die Seehunde kämen. Auch der Minister lernte es. Auch mit Forschern war Jensen viel unterwegs, denn er kannte alle Inseln und seltsamen Pflanzen und Tiere auf den kleinsten Eilanden. Auch mit Dr. Otto Leege war er viel unterwegs. Und Otto Leege schrieb dem alten Seehundsjäger zu seinem Jubiläum, daß er sich noch gern und oft jener schönen Zeit erinnere, als sie gemeinsam die wundervollen Fahrten nach den Inseln unternahmen und dabei viel Neues auf den Inseln feststellten, was er für seine Forschungsergebnisse auswerten konnte.

Jensen hat alles gemacht, was mit der See zusammenhängt, er ist ein prächtiger Kerl, ein Seehundsjäger, wie er im Buche steht, er war ein alter sturmerprobter Schiffsführer, der auch manches Torpedoboot durch die schmalen Fahrrinnen gelotst hat.

Zum Strandfest des Nürnberger Industrie- und Kulturvereins

Während alljährlich Tausende aus Norddeutschland in das schöne Bayernland und seine Berge fahren, um dort Erholung und neue Arbeitskraft zu suchen, ist die Zahl derer, die aus Süddeutschland zu uns heraufkommen auf unsere meerumbrandeten Inseln leider noch sehr gering. Und doch sind sie ebenso schön in ihrer Art wie Eure Heimat. Wer das deutsche Meer noch nicht gesehen, wie es in tiefem Blau die mit schneeweißem Dünenkranz geschmückten Inseln umschmeichelt, wer es noch nicht mit unerhörter Gewalt zornig gegen die wehrlosen Küsten toben gesehen hat, der kennt auch nicht eines der größten Erlebnisse, das ihm seine deutsche Heimat geben kann.

Wir grüßen Euch in Eurem fruchtbaren Frankenlande weit her von unserer kargen Insel und hoffen, daß, wenn deutsche Wanderlust den einen oder andern von Euch mal zu uns führt, er sich wohl bei uns fühlt und unsere Inseln lieben lernt und das ewige Meer!

Im Juli 1904 unterschrieben Fürst Bülow und Graf Witte auf Norderney den deutsch-russischen Handelsvertrag, der den Strich unter die Caprivi'sche Zollpolitik zog. Eine Gedenktafel in dem betreffenden Zimmer des Großen Logierhauses erinnert noch heute daran. Interessante Einblicke in das Leben im Bülow'schen Hause gewähren die Schilderungen von Sigmund Münz (Von Bismarck bis Bülow. Verlag Georg Stilke):

„In Norderney verbringt der Kanzler bereits den fünften Sommer. Er ist fast ebenso tätig wie in Berlin, aber weniger als in der Hauptstadt von Repräsentation in Anspruch genommen. Diese Inselstadt hat er zum Aufenthalt gewählt, weil er von hier aus leicht Berlin erreicht.

Hier fängt er um die Mittagszeit an, dem Publikum sichtbar zu werden. Es ist, wenn er sich in Gesellschaft seiner Gemahlin und seines Adlatus, des außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers v. Below, in das Restaurant Richter zum Mittagessen begibt. Die meisten in Norderney kennen diese kleine Gruppe. Der Kanzler, stämmig, wohlgeröteten Antlitzes, sichtlich gutgelaunt, — seine Gemahlin, durch ihr dunkles Haar, ihre feingeschnittenen südlichen Gesichtszüge und ihre zartere Erscheinung reizvoll abstechend von dem blonden, kraftvollen Germanentypus ihres Gatten.

Gegen 5 Uhr macht er mit der Gräfin gewohnheitsmäßig eine lange Promenade am Strand.

Hinter dem Grafenpaare läuft der bereits allbekannte Reichshund, ein schwarzer Pudel. Ein Faktotum folgt, ein dunkelbärtiger, stattlicher Mann, der aber, wie es scheint, mehr für die Sicherheit des Reichshundes als des Reichskanzlers zu sorgen hat.

Gegen 7 Uhr kehrt der Kanzler von der Promenade zurück und vor 8 Uhr geht er zum Abendessen — abermals ins Restaurant Richter. Herr

Richter ist ein mit einer Berlinerin verheirateter Wiener — „ein Symbol unserer Allianz“, bemerkt der Kanzler lächelnd.

Des Abends findet sich gewöhnlich der eine oder andere Gast ein, in letzter Zeit insbesondere Dr. v. Rottenburg, der einstige Chef der Reichskanzlei in Bismarckscher Zeit. In einem kleinen Gemache im Erdgeschoße, das zur ausschließlichen Verfügung des Kanzlers steht, wird gespeist. Das Abendessen dauert nicht lange, und durch das vielbelebte Inselstädtchen wird durch die Menge hindurch und an den Kaufläden vorbei der Weg nach der Villa Fresena genommen. An regnerischen Abenden sitzt man im Salon, an halbwegs schönen auf der offenen Terrasse. Um das Haus herum stürmt die See, pfeift der Wind, zwischen die Wogen, und bei solcher Musik der Elemente wird die Konversation geführt. Die Politik ist ziemlich ausgeschlossen. Der Kanzler stellt eine Menge feinsten Betrachtungen an und verblüfft durch sein Gedächtnis. Er deklamiert angesichts der wogenden See eine ganze Seite aus Homer vom Seefahrer Odysseus im griechischen Urtext. Einmal gönnte er sich eine Exkursion nach Lütetsburg bei Norden, wo er in Gesellschaft seiner Gemahlin und des Gesandten von Below beim Fürsten Knyphausen, Präsidenten des Preussischen Herrenhauses und Mitglied des Reichstages, auf dessen Schloß zu Mittag aß. Die Fahrt ward bei Ebbe zu Wagen durchs Watt zurückgelegt, und entzückt von dem schönen grünen Park und befriedigt von dem Zusammensein mit dem greisen Fürsten, über den sich der Kanzler in den lebenswürdigsten Ausdrücken äußerte, kehrte das Grafenpaar gegen Abend zurück.

Was immer er auch im intimen Kreise spricht, hat Fassung, Stil, Rundung. Er ist ein interessanter Plauderer, und oft sprudelt und sprüht der feinste Witz aus seinen Bemerkungen. Sein ganzes Wesen ist von einer großen Dosis attischen Salzes durchzogen.

Badevorschrift

Ihr Ferienvergnügen hängt ab von Ihrer Sicherheit. Das Meer sollten Sie mit Vorsicht genießen. Lesen Sie die Badeordnung nicht nur (sie hängt an allen bedeutsamen Stellen aus), studieren Sie sie. Zumal, wenn Sie zum ersten Mal am Meer sind.

Geraten Sie dennoch beim Schwimmen in die gefährlichen Unterströmungen oder in die seitliche Drift: Kräfte schonen, Nerven behalten, ruhig atmen, im Zweifel treiben lassen!

Dies ist nur ein Hinweis auf die Badeordnung. Sie sollten sie wirklich lesen.

Ihre Kurverwaltung

Geldbergung bei schwerem Sturm

Gefahrvoll ist der Beruf der Männer, die als Rettungsbootbesatzung ihr Leben aufs Spiel setzen, um Fahrensleute aus See- und Lebensnot zu retten.

Vormann Johann Rass ist ein frischer Sechziger. Sein Vater, der in 26 Jahren 94 Seeleute dem Rachen der tobenden Nordsee entrissen hat, war sein Vorbild. Eigentlich waren Vater und Sohn „nur“ Fischer. Aber das ist der höchste Ehrentitel, den die Küste den Männern zu geben hat, die vom Meer leben.

Als der Motor noch nicht erfunden war, war jede Lebensrettung im Ruderboot mit Lebensgefahr verbunden. Wenn die Nordsee brüllte und tobte und ein Schiff auf den Strand geworfen wurde, wenn die Schiffbrüchigen Notsignale gaben, weil der nasse Tod schon die Hände nach ihnen ausstreckte, fuhren die Männer los. Das waren Bilder von dramatischer Wucht.

Wenn früher, in rasender Sturmnacht, der Alarm „Schiff in Not“ die Rettungsmänner zusammenrief, war die ganze Insel auf den Beinen.

Die Männer in Ölzeug und Südwester waren mit wuchtigen Schwimmwesten aus Kork umgürtet. Kaum, daß sie sich bewegen konnten. Pechfackeln rissen die Nacht auf. Sechs Pferde wurden vor den Wagen gespannt, auf dem das Rettungsboot lag. Es war unförmig und schwerfällig an Land, aber wendig im Wasser. Zehn Mann, alles Freiwillige und Fischer, wuchteten das Boot mit Armkraft gegen die Brandung. Der Vormann steuerte. Bei jedem Wetter. Bei jeder See.

Vormann Rass hat einmal etwas erlebt, was unwahrscheinlich wie Kinodramatik klingt. Aber die Augenzeugen leben fast alle noch.

Am 29. März 1925 tobte die Nordsee. Gegen Mitternacht gab der Hamburger Dampfer „Lavinia“ Notrufe. Das Schiff war in der Nähe von Norderney gestrandet. Vormann Rass führte das Rettungsboot.

Er und seine zehn Männer hatten den ganzen Tag zu tun, um die Besatzung des Hamburger Schiffes aus schwerster Seenot zu bergen. Zu den Schiffbrüchigen gehörte auch die Frau des Kapitäns. Was muß sie durchgemacht haben, als sie auf der hin und her schwankenden Strickleiter das Schiff verließ, dessen Decksaufbauten von hohen Wogen überspült wurden. Als der letzte Mann in Sicherheit war, zitterten den Männern des Rettungsbootes alle Glieder. So ausgepumpt waren sie.

Kaum war die Rettungsbootsmannschaft wieder einigermaßen bei Kräften, hörte sie von den Schiffbrüchigen, daß die „Lavinia“ voller Schätze war. Der Hamburger Dampfer hatte in London nach Hamburg Millionenwerte geladen. Sie trauten ihren Ohren kaum, als sie erfuhren, daß die „Lavinia“ Gold und Silber in Barren für die Reichsbank in Berlin an Bord hatte.

Verflogen war die Müdigkeit. Im Nu war ihr Boot wieder flott. Raus, nichts wie 'raus. Etwa tausend Meter von der Küste entfernt, am Nordstrand, lag die „Lavinia“. Noch immer ging die See himmelhoch. Die Schiffbrüchigen waren in Sicherheit. Nun aber 'ran an die Werte.

Meter für Meter preßte die Rettungsbootmannschaft ihr Ruderboot mit Muskelkraft an das Wrack. Die See hatte die Jakobsleiter weggerissen. Erst mußte eine Verbindung hergestellt werden. Einer warf von dem wild durcheinandergeworfenen Boot einen Haken in die Pardunen, nämlich in die Drähte, die den Mast seitlich abstützen. An diesem Haken war ein Tau. Die Verbindung war da.

Rauf aufs Schiff. Die Schiffbrüchigen hatten die Wahrheit gesagt. Oben, in der Nähe der Kommandobrücke, lag Gold in Kisten. Das Silber unten im Laderaum. Mit fliegenden Händen und wirbelnder Hast wurde Kiste für Kiste in Sicherheit gebracht.

Warum es die Männer des Rettungsbootes so eilig hatten? Als Wasserkantler wußten sie, daß ihnen

jeden Augenblick durch Bergungsschiffe der Rang abgelaufen werden konnte. In der Tat jagten die Schlepper mit aller Musik ihrer Maschinen auch auf die „Lavinia“ zu. Sie wußten, welche Werte in dem Wrack lagen.

Aber die Konkurrenz kam zu spät. Die Rettungsmänner hatten alles abgeborgen. Die Bergungsleute schimpften über die Konkurrenz und nannten die Norderneyer „Strandräuber“. Aber die lachten darüber. Sie hatten allen Grund zum Lachen. Mit ihrer Knochenarbeit hatten sie 36 Kisten Gold von je 120 Pfund Gewicht und 580 Barren Silber von der schwer angeschlagenen „Lavinia“ an Land gebracht.

Siebeneinhalb Millionen Mark Wert hatten diese Schätze. Das Seeschiedsgericht hatte der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger als Reeder des Bootes Norderney 110 000 Mark Bergelohn zugesprochen. Jeder der Bootsbesatzung bekam bar und ohne Abzug 3600 gute Mark. Das war ein Batzen Geld. Ob sie sich gefreut haben! Vormann Rass hat sich für seinen Bergelohn das nette Haus gekauft, in dem er heute noch wohnt.

Wer wie der Vormann Rass und seine braven Männer zweihundert Leuten das Leben gerettet hat, hat oft den Hauch des Todes gespürt. Sie machen nicht viel aus sich. Wenn es nach ihnen ginge, würden sie jedes Gespräch über ihre Leistung mit dem Satz abmachen: „Dor mok man nix van.“

„Über gaans langsom!“

Ein kleiner Schlepper, einer von denen für die Westentasche, hatte sie an Backbord längsseits, die Schute. Auf der Brücke, einem Bauwerk wie ein Kinderstall, stand der Alte, lang und dünn, ein Bild der Vorsicht und des Abwartens. Er fuhr schon lange mit gestoppter Maschine. Während er sich mit seiner

Schute längsseits dem Schiff näherte, legte er sein Ruder hart Steuerbord und rief in Ermangelung eines Maschinentelegrafen zum Maschinenraum hinunter: „Lüttjin Slag vöruut — aber gaaans langsam!“ Die Antwort des Maschinisten konnte man noch gerade eben verstehen: „Lüttjin Slag vöruut — gaaans langsam.“

Der Alte legte sein Ruder von Steuerbord nach Backbord und führte dann mit seinem Maschinisten unter mehrmaligem Hin- und Herkurbeln des Ruders durchs Sprachrohr folgenden Dialog: „Stop! ‘n lüttjin Slag torürg — aber gaaans langsam!“ — Stop! Langsam torürg.“ — Der Alte: „Stop! ‘n lüttjin Slag vöruut — aber gaaans langsam!“ — Die Wiederholung aus dem Maschinenraum ließ nicht auf allerbeste Laune schließen. — Dann wieder der Alte: „Stop! Noch ‘n lüttjin Slag torürg — aber gaans langsam!“ Der Maschinist wiederholte und drehte wirklich ganz langsam. „So. — Stoopp! Lüttjin Slag vöruut — aber gaaans langsam!“ — Da tauchte eine rote, schweißbeperlte Glatze aus dem Maschinenoberlicht auf, und man hörte deutlich: „Du kannst mi fix mal . . . — aber gaaans langsam!“

Aus der Strand- und Badeordnung

. . . Der Beginn der Badezeit wird durch Hissen der Norderneyer Fahne (schwarz-weiß-blau) in der Nähe des Badeplatzes angezeigt. Die Beendigung der Badezeit wird durch die Schwimmmeister wie folgt bekanntgegeben:

- a) durch ein Hornsignal (dreimal langgezogener Ton)
- b) durch Winken mit zwei roten Signalflaggen
- c) durch Ausrufen
- d) durch Einholen der Norderneyer Fahne.

. . . Die aufgestellten Rettungsboote und Rettungsgeräte dürfen durch Unbefugte nicht benutzt werden.

. . . Das Baden an den Strandbädern ist nur in einer nicht anstößigen Badebekleidung erlaubt. Kindern bis zu 6 Jahren kann das Baden unbekleidet erlaubt werden.

. . . Am Nord- und Westbadestrand sollen die Strandburgen nach der Größe einen Durchmesser von 3 m nicht überschreiten. Bei Zerstörung erstellter Burgen durch Hochwasser wird gebeten, die Burgen möglichst an gleicher Stelle und in gleicher Größe wieder aufzubauen. Treten dabei Meinungsverschiedenheiten auf, ist die Strandaufsicht hinzuzuziehen, die nach pflichtgemäßem Ermessen entscheidet.

. . . Das Mitführen von Hunden am West- und Nordbadestrand ist nicht erlaubt, am Ostbadestrand „Weiße Düne“ nur an der dafür besonders gekennzeichneten Strandstrecke.

. . . Wer den Bestimmungen dieser Strand- und Badeordnung bewußt zuwiderhandelt, kann mit . . . Zwangsgeld bis zu DM 300,— belegt werden.

Inhalt

- 5 Vorwort
- 6 Goldene Regeln für Badekuren
- 7 Das Baden an der hannoverschen Nordseeküste in
alter Zeit
- 9 Strandung im Jahr 1716
- 13 Wiebke Karsten
- 19 Aus einem Taschenbuch für Bade-Reisende
- 23 Heinrich Heine
- 27 Zwei Briefe Bismarcks
- 34 Der Damenstrand
- 35 Nächtliches Drama in See
- 38 Aus dem Leben des Königs Georg V.
- 41 Der König und des Badedieners Kuh
- 42 „De Prüßßen kommen!“
- 46 Aus den Geheimnissen eines Badecommissairs
- 47 Theodor Fontane
- 48 Fährschiff blieb im Packeis stecken
- 52 Der alte Kapitän
- 66 Königliches Bade-Kommissariat
- 67 Ein ostfriesischer Seehundjäger erzählt
- 71 Zum Strandfest des Nürnberger Industrie- und
Kulturvereins
- 72 Fürst Bülow
- 74 Badevorschrift
- 75 Geldbergung bei schwerem Sturm
- 77 „Aber gaans langsam!“
- 79 Strand- und Badeordnung

